Hofrath v. Eckartshausen's
Schriften.

Vierzehnter Band.

Die
Folgen der Tugend und des Lasters,
oder
moralische Grundsätze,
anwendbar gemacht
auf's Herz durch Erzählungen.

II. Theil.

Der ehrliche Steffen.
Peter Farmer.
Die Folge des Hochmuths.
Alzahel, eine arabische Geschichte.
Azemir.

Nebst:

Das Unkraut unter dem Waitzen,
oder
Religion und Gleißnerey.

Wien, 1830.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Universitäts-Buchhändler.

Die
Folgen der Tugend
und
des Lasters,
oder
moralische Grundsätze,
anwendbar gemacht
auf's Herz durch Erzählungen.

Zweyter Theil.

Der ehrliche Steffen.

Wenn uns die Tugend des ehrlichen Mannes in der Strohhütte minder bekannt wird — oft ganz in acht- loser Vergessenheit begraben liegt, weil sie unter der Last eines hartherzigen Schicksals schmachtet, und schüch- tern sich im Bettlerkleide verbirgt, ist sie doch nicht min- der selten, und von unschätzbaren Werthe für den forschen- den Menschenfreund. Jede auch mittelmäßig gute Hand- lung des reichen und vornehmen Städters hat immer eine Menge gedungener Beyfallklätscher; die Skla- ven der Großen tragen ihre Tugenden aller Welt zur Schau, wie ein seltenes Wunderthier; meistentheils zeigt sich die Tugend der Palläste in einem übermäßigen Auf- wande von Pracht, und verräth nur zu sehr unbefan- genen Augen, daß sie aus keiner reinen Quelle floß, daß Stolz und Eitelkeit ihre Triebfedern waren. Hoch- müthig, wie die Menschen der Stadt sind, tritt auch ihre Tugend im prunkvollen Flitterstaate einher, indes- sen die ländliche Tugend, sittsam erröthend, nur selten aus der zitternden Hütte hervorblickt, und mit stiller Freude die guten Herzen lohnt, die sie aufgenom-

men haben. Aber dieser große Abstand und ihr stiller Aufenthalt machen auch, daß man sie so oft verkennt; man glaubt sie da zu finden, wo sie nicht ist, und geht sie verächtlich vorüber, wenn sie einsam und geräuschlos unsere Aufmerksamkeit nicht erregt: — — allein wir wollen sie sehen — schöner, glänzender in dem groben Bauernkittel sehen, als alle Pracht der Städte sie jemahls ausschmücken könnte.

Steffen war der Sohn eines Gemeindehirten, der äußerst kümmerlich lebte; und doch ließ ihm sein Schicksal auch nicht einmahl die bittere Freude, arm und sorgenvoll für sein Weib und Kind zu leben: er starb, als Steffen nur erst einige Wochen alt war, und ehe noch der vaterlose Waise den Nahmen »Mutter« stammeln konnte, verließ auch diese ihn, und eilte über die Gränze dieses ruhelosen Erdelebens. Verlassen und hilflos war jetzt das unglückliche Kind — selbst dem Tode oder dem schrecklichsten Schicksale preis gegeben — wie das erst ausgefallene Vögelchen im mütterlichen Neste, dem grausame Menschenlust die zärtlichen Eltern raubte.

Es war an einem kalten Herbstabend, als Steffens Mutter starb; man fand sie todt, und Niemand war in der Nähe, ihr Beystand zu leisten. Eine alte Nachbarin, die sie öfters besuchte, traf sie starr und kalt zur Erde gestreckt an, und Steffen schlief daneben. Sie hob ihn auf, und trug ihn mit sich; dann ging sie zur Obrigkeit, um den Todesfall anzuzeigen, die Al=

les gethan zu haben glaubt, wenn sie von Amtswegen Visum Repertum einnimmt, und Armuth und Elend des verwahrlosten Mitmenschen mechanisch versiegelt. — O du, den der Fürst zum Richter bestellt, und die das Wohl einer Gemeinde anvertraut hat, nimm doch auch bisweilen Visum Repertum über das Elend deiner lebenden Mitmenschen; protokollire auch die Thränen des drückenden Kummers, und die Klagen des nagenden Hungers der Unglücklichen, die unter dem Drucke des menschlichen Elendes seufzen; — thue auch das von Amtswegen, weil du Richter und Mensch zugleich bist, und dankbar wird die Menschheit dein graues Alter segnen, und dein Nahme noch der späten Nachkommenschaft heilig seyn; keine aufgedunsene Wangen, kein dick gemästeter Wanst — die Zeugen einer fühllosen Gemächlichkeit — werden dich deinen Zeitgenossen lächerlich und verhaßt machen; das Glück, das du deinem Mitmenschen verschaffest, wird auch dein eigenes seyn! — —

Die gute Alte behielt Steffen bey sich als ein Pfand der Freundschaft, und war ihm eine zärtliche Mutter. Da sie selbst äußerst arm war, und meistentheils von der zufälligen Güte der Menschen leben mußte, wandte sie sich an die Führer des Dorfes um einen milden Beytrag zu Steffens Unterhalt, und mühsam erflehte sie endlich einige Hilfe. Die gute Mutter erzog ihn so gut sie konnte; sie war ehrlich und fromm, und mit einem guten, willigen Herzen bildete sie auch so den

gelehrigen Zögling. Der Schulmeister des Orts lehrte ihn etwas lesen und schreiben, und unterrichtete ihn auch in den ersten Grundsätzen der Religion; und Steffen zeichnete sich bald vor allen seinen Schülern aus. Allein nicht lange währte dieses Glück des armen Knaben; er war dreyzehn Jahre alt, als auch seine gute Pflegemutter starb — und mit ihr schien ihn die ganze Welt verlassen zu haben.

Starrender Frost schien die Herzen der Wohlhabenden mit einer undurchdringlichen Eisrinde überzogen zu haben; kein Strahl der Liebe öffnete sie dem Mitgefühle; Viele glaubten gar nicht, daß der Junge noch Hilfe bedürfe; er ist groß genug, sagte man, sich selbst zu nähren. Ein Pächter nahm Steffen zu sich, und vertraute ihm die Huth seiner Heerde an. Seine Sorgfalt und sein guter Wille erwarb ihm bald die Liebe seines Herrn; er hielt viel auf Steffen, behandelte ihn gütiger, als es Andere gewohnt sind, und würde gewiß sein Glück gemacht haben, wenn er es im Stand gewesen wäre; aber seine Umstände waren selbst nicht die besten; er mußte viel bezahlen, und das Gütchen war von der Nachläßigkeit seiner Vorfahrer so zu Grunde gerichtet, daß er all sein geringes Vermögen daran wenden mußte, um es in bessern Stand zu setzen.

Nicht weit von Steffens Heerde weidete auch die Tochter eines bemittelten Bauers die Schaafe ihres Vaters. Sie hieß Lischen, und war mit Steffen bey-

nahe von gleichem Alter; gut und unschuldig blühte sie auf wie das Veilchen im Thale, von der kunstlosen Hand der Natur gepflanzt. Sie sahen sich beyde, und freueten sich in Gesellschaft zu seyn; sie trieben ihre Heerden zusammen, und Steffen unterließ sorgfältig keinen der freundschaftlichen Dienste, die er in seinem Alter und in seiner Lage Lischen leisten konnte. Bald flocht er ihr ein niedliches Körbchen von Weiden, oder brachte ihr eine Kürbisflasche zum Geschenke; bald sammelte er süße Beeren von den Gesträuchen, und both sie dem guten Mädchen.

Die Gewohnheit, sich zu sehen, gleiche Beschäftigung, wechselweise Güte, und freundschaftliche Sorgfalt für einander, verbanden ihre Herzen; sie waren gern beysammen; ungeduldig harrten sie jeden Morgen auf die Stunde, wenn sie auf die Weide zogen, und traurig verließen am Abend sie wieder, weil sie sich trennen mußten. Schon liebten sie, ohne es noch zu wissen; ihre Herzen fühlten die edelsten der Triebe des Menschen, sie näherten sich einander, gepaart am Bande der Liebe, die sie noch nicht zu nennen wußten. Glücklich flossen ihre jugendlichen Tage dahin, wie heitere Frühlingsstunden; ihr Auge erfreute der Anblick der lachenden Natur, und ihr Ohr hörte nur die lieblichen Gesänge der Vögel; kein Klagegeschrey jammernder Menschen schreckte es; kein Aechzen schmachtender Unglücklicher marterte es. Trauliche Gespräche wechselten mit unschul-

digen Spielen ab, und erhöhten die Freude ihres Daseyns.

Einst trieb Steffen zur gewöhnlichen Morgenstunde aus; er sah sich überall um, ob sein Auge Lischen nicht mit ihrer Heerde erblickte; aber er sah sie nicht; er kam auf die Weide, und fand Lischen nicht; traurig ging er herum, und fand sie nirgends. Er rief; aber keine Stimme antwortete ihm. Muthlos blieb er nun stehen, und senkte seinen Blick zur Erde; er zitterte, und die liebliche Waide schien ihm nun auf einmahl eine wüste Gegend. Lieber Gott! rief er weinend aus, was ist meinem Lischen geschehen? — Warum kömmt sie nicht? — Ist sie krank? — — Ist sie todt? Läßt sie ihr Vater nicht mehr auf die Waide? — — O wenn es doch schon Abend wäre, daß ich wüßte, wo Lischen ist! — — In dem Augenblicke geschah ein Schuß; Steffen erschrack, und sah sich um. Es war in einer ziemlichen Ferne von ihm; allein der aufsteigende Rauch zeigte ihm bald den Baum, der seinen unbesorgten Bewohner verlor. Steffen eilte hinzu, und hatte immer den Baum im Auge; er war noch kaum auf halbem Wege, sah er das Weibchen, das im ersten Schrecken entfloh, wieder ihren Jungen zufliegen. Ach! rief Steffen freudig aus, wie doch die Liebe einer zärtlichen Mutter sobald die Gefahr wieder vergißt! — Aber kaum sagte er dieß, so zielte schon der unbarmherzige Mörder, schoß, und die Arme stürzte todt von dem Baume, die noch von dem ersten Schrecken zitter-

te. Abscheulich! rief Steffen in aller Bitterkeit seines Herzens aus, wenn er nur die arme Mutter hätte leben lassen, denn gewiß war es das Weibchen, das zu seinen Jungen wiederkehrte. — Traurig blieb er eine Weile stehen, und sah mit düsterem Blicke nach den kleinen Rauchwölkchen, die immer höher stiegen, und sich nach und nach verloren. Dann lief er mit schnellen Tritten dem unglücklichen Baume zu, und hörte das ängstliche Zwitschern der verwaisten Jungen. Er kletterte hinauf, fand das Nest, und sah, daß sie erst vor einigen Tagen ausgefallen waren. Ach die armen Dingerchen! sagte er weinend, sie sind nun so gut als verloren. Nein! ich will sie zu mir nehmen; vielleicht glückt es mir, sie zu erhalten. Nun nahm er das Nest herab, und trug es mit sich. Ich will es Lischen bringen, sagte er: — ach! Lischen! sie ist ja nicht da. — — Eine düstere Wolke der Schwermuth umwölkte jetzt seine Stirne; sein Auge blickte matt durch die hervordringende Thräne, und schwankend waren seine Tritte. Langsam näherte er sich seiner Heerde, die weit herum zerstreut war, und lagerte sich auf einen Hügel, von dem man die blumigen Wiesen weitumher übersehen konnte. Aber nichts in der ganzen Gegend war im Stande, sein Auge zu freuen, das stets nur nach dem Dorfe sah, und nach Lischen forschte. Endlich kam sie; eine dicke Staubwolke, die unter den Tritten der Schafe empor stieg, verhüllte Steffen noch den freudigen Anblick, aber er kannte sie bald aus der Heerde. Neues Leben

verbreitete sich in ihm; rasch sprang er auf, und lief — nein flog ihr entgegen, denn die Spitzen seiner Füße berührten kaum den Boden. Lischen hatte sich den Abend vorher etwas unpaß befunden, und daher wollten ihre Aeltern sie heute zu Hause behalten; allein sie fühlte sich am Morgen wieder besser; aber wenn es auch schlimmer mit ihr geworden wäre, hätte sie sich kränker befinden können, als wenn sie einen ganzen, langen Tag Steffen nicht gesehen hätte? — Sie ließ also nicht nach, bis man ihr glaubte, daß sie wieder recht wohl wäre, und unbesorgt auf die Waide treiben könne. Dieß war die Ursache, daß sie heute um ein paar Stunden später als sonst kam, und Steffen in so große Angst und Traurigkeit versetzte. Unbeschreiblich groß war die Freude des guten Jungen, das geliebte Mädchen wieder zu sehen; die ganze Natur schien ihm wieder umgeschaffen; sein Auge sah Alles wieder in hellerem Glanze. An seiner Hand führte er Lischen an den Hügel, wo er vorhin saß, und zeigte ihr sein abgenommenes Nest. Nimm, liebes Lischen, sagte er, ich mache dir damit ein Geschenke, und glaube dir nie ein angenehmeres gemacht zu haben — wenigstens keines, das deines edlen Herzens so würdig wäre, wie dieses. Sieh, es sind arme, verlassene Geschöpfe; die grausame Lust eines fühllosen Menschen entriß ihnen Vater und Mutter; noch vor wenig Stunden vielleicht brachte ihnen die sorgsame Mutter das letzte Mahl zu essen, und deckte sie mit ihren Flügeln; aber nun sorgt keine Mutterzärtlichkeit

mehr für ihren Unterhalt, und ihre Flügel schützen sie nicht mehr. Sie sind verloren, die Armen, wenn nicht ein Menschenherz sie des Mitleids würdig findet, und durch edleres Gefühl die Grausamkeit des Mörders gut macht, der ihnen ihre Eltern raubte. Ich glaube, auf der ganzen Welt kein Herz zu finden, dem ich sicherer als deinem die Erhaltung dieser verwaisten Geschöpfe anvertrauen könnte. — Sie werden dir zwar nicht durch lieblichen Gesang einst deine Mühe lohnen, denn es sind nur Maisen; aber, liebes Lischen! sie leben doch auch gerne, und freuen sich ihres Daseyns in der Natur. Du kannst dir nichts von ihnen versprechen, als die Freude deines eigenen Herzens über das Bewußtseyn, daß sie dir ihre Erhaltung zu danken haben. — —

Auch ich, gutes Lischen! war einst so verlassen, so hilflos; Elend und Gram raubten mir Vater und Mutter — ich war verwaiset, wie diese armen Geschöpfe hier; da schickte mir der liebe Gott im Himmel wieder eine Mutter mit einem Herzen so edel und gut wie deines, die mich ihr Kind nannte; die Vorsicht legte mich in ihre Arme, wie sie diese Vögelchen in deine legt. — —

Lischen fiel ihm um den Hals, und küßte ihn. Ach Lieber! sagte sie, welche Freude machst du mir! — Ich danke dir damit das angenehmste Geschenke. Auch meine Mutter wird es freuen und den Vater, denn er sagte oft: auch die ist wahre Wohlthat, und des Lohnes werth, die man hilflosen Thieren erzeugt. Alle Tage gebe ich ihnen von meiner Milch und dem weißen Brod,

das mir die Mutter zum Frühstück gibt, und so lange sie leben, will ich sie bey mir behalten. Steffen umarmte, und hielt sie lange in sprachlosem Entzücken an sein Herz gedrückt. Ach liebes Lischen, brach er aus, wie gut — wie himmlisch gut du bist! — wie glücklich ich, daß mich dieser ehrliche Pachter in seine Dienste nahm, denn durch ihn lernte ich dich kennen! — — Dieser Tag macht dich mir unendlich schätzbar.

So bildeten Beyde ihr Herz durch ähnliche Handlungen zur Wohlthätigkeit, und bereiteten sich das Glück ihrer reiferen Tage — das Glück, das nur wahre Tugend dem Menschen gewährt. Die schöne Natur, der sanfte, glückliche Beruf ihres Lebens, und eine zärtliche, reine Liebe gab ihren Seelen eine Stimmung, die sie weit über die gewöhnlichen Menschen erhob, und erregte Gefühle in ihren Herzen, die die Himmelswonne guter Engel sind. O welch ein paradiesisches Leben! wenn Menschen, genügsam mit den mäßigen Geschenken der Natur, mit freyen, unschuldigen Herzen, nicht von den trügerischen Reitzen eitlen Prunkes befangen, sich liebten, keinen Wunsch kennten, als sich zu gefallen, und einzig sich nur bestrebten, durch Liebe glücklich zu seyn. Diese Erde glieche dann einem reitzenden Garten, und unser ganzes Leben wäre nur ein wonniger Frühlingstag, den man am Arme des Freundes in diesen Gefilden der Lust durchwandelt; — unser Leben wäre allmähliche Vorbereitung zum Genuße höherer Seligkeiten; wir würden uns freuen, gelebt zu

haben — freuen, daß wir diese wenigen Tage uns höherer Wonne empfänglich gemacht haben. — Doch weg mit diesem Traume! — Unsere gesellschaftlichen Thorheiten und Laster, von imaginären Bedürfnissen erzeugt; der Zwang unsers Stadtlebens, der die edelsten Gefühle im Herzen erstickt, und conventionelle Barbarey der Sitten lassen uns dieses Erdenglück nur träumen.

Fünf Jahre vergingen so den glücklichen Beyden, und am Rande derselben fühlten sie noch die ersten seeligen Augenblicke ihrer keimenden Liebe. Jetzt wurden ihre Empfindungen lebhafter; sie empfingen einander nicht mehr ohne eine gewisse Verwirrung, und sie wurde merkbarer, wenn sie sich umarmten; Lischen sträubte sich gegen Steffens Küsse, und doch reute sie es bald wieder; er wurde traurig, und schmachtete unter dem Zwange, den er sich auflegte, um schüchtern wie Lischen seyn zu wollen. Sie sehnten sich Beyde nach Vereinigung, sie wünschten sich's, und gestanden einander den einzigen — einzig beglückenden Wunsch ihrer Herzen. Dieß ist immer der Endzweck der Liebe unter Landleuten; in den unschuldigen Thälern ländlicher Einfalt kennt man die Verführung nicht, und weiß auch nicht, sich dagegen zu vertheidigen.

Steffen wollte um Lischen bey ihrem Vater werben; er entdeckte ihr seinen Entschluß; sanft erröthete ihre Wange, doch gefiel es ihr, und sie gestand ihm frey, daß sie es eben so sehr wünsche; aber sie wollte nicht Zeuge seyn bey diesem Besuche. Sie hatte

den andern Morgen ein Geschäft in der Stadt; sie bath daher Steffen, diesen Zeitpunkt zu seinem Vortrage zu wählen, und ihr den Abend zu berichten, wie er von ihrem Vater wäre empfangen worden.

Die entscheidende Stunde rückte heran; ängstlich sah ihr Steffen entgegen; heftig pochte sein Herz, aber mächtige Hoffnung flößte ihm Muth ein. Er eilte zu Lischens Vater, und entdeckte ihm geradezu seine Liebe und sein Vorhaben. Auf dem Lande weiß man nichts von Kunst und feinen Wendungen; man bereitet sich nicht auf listige Fragen vor, und redet nicht in lange vorstudirten Worten. Edle Freymüthigkeit zeichnet den Charakter trugloser Hüttenbewohner aus. Gütig nahm ihn der Alte auf, und Steffen zweifelte gar nicht an seiner Einwilligung: aber er erschrack nicht wenig, als er eine ganz entgegengesetzte Sprache hörte. Liebe ist nicht mehr das Gefühl des Greisenalters, und das erloschene Feuer der Jugend macht bereits der kalten Ueberlegung Platz, die alle Ideen des raschen Jünglings verbannt. Lischens Vater dachte nicht: liebt meine Tochter Steffen? Ist sie unglücklich ohne ihn? Er dachte nur: hat er Vermögen? — — Trotzig unterbrach er Steffens Rede. Du liebst meine Tochter? Du willst sie zur Ehe nehmen? — Hast du es auch bedacht? — Sag', Junge, wie willst du es anstellen? Kannst du meiner Tochter Kleider geben? hast du ein Haus, darin mit ihr zu wohnen? ein Vermögen, um sie zu erhalten? — Du dientest; bist ein armer Hir-

tenjunge; Lischen ist nicht so reich, daß ihr Beyde von ihrem Vermögen leben könnet. Nein, guter Mensch! so fängt man sein Hauswesen nicht an. — — — Mit niedergeschlagenen Augen und sinkendem Muthe stand unterdessen Steffen da, und sah starr vor sich hin auf den Boden. Aber habe ich denn nicht Arme, stark und willig zur Arbeit? fuhr er jetzt auf; ich arbeite gern, und so wird es mir nie an Verdienst gebrechen, und — — o was würde ich nicht Alles thun für Lischens Erhaltung! — Seht, ich habe mir bisher Jahr für Jahr fünf Thaler gewonnen; das sind nun zwanzig, die ich mir erspartt habe; damit läßt sich doch anfangen, und meine Sparsamkeit wird in der Folge meinen Verdienst vermehren; ich werde mich um eine kleine Mayerey umsehen. Ha! unsre reichsten Bauern im Dorfe haben nicht besser angefangen als ich; soll es mir minder gelingen? Kann ich nicht auch dahin kommen, wo diese sind? — — Gut! erwiederte Lischens Vater, du bist jung, kannst noch eine Weile warten, arbeite dann, und sparre, daß du reich wirst, so sollst du meine Tochter haben, und damit holla! Kein Wort weiter!

Alle Einwendungen, die Steffen dagegen machte, waren vergebens; alle Vorstellungen und Bitten fruchtlos. Nun ging er, Lischen zu suchen; er fand sie, und sie las bald den unglücklichen Erfolg seines Gesuches auf seinem Gesichte. Sie fing an: Also hat mich mein Vater dir abgeschlagen?

Steffen. O Lischen! wie unglücklich hat mich das Schicksal gemacht, das mich so arm geboren werden ließ! — Aber tröste dich, gutes Lischen! noch habe ich nicht alle Hoffnung verloren; meine Umstände können sich bessern. Und — — würde ich als Mann nichts gespart haben, dir Unterhalt zu schaffen, sollte der Liebhaber weniger thun, um dein Gatte werden zu können? — Ja, Liebe! ich schmeichle mir ganz mit der süßen Hoffnung, dich einst Gattin nennen zu dürfen. Aber — erhalte mir dein Herz; erinnere dich, daß du es mir gegeben; wenn dir dein Vater Anträge machte — ach Lischen! — das ist das entsetzlichste, was ich fürchte — ich würde den unseligen Augenblick nicht überleben. — — —

Lischen. Glaubst du denn, Steffen, daß ich je für einen Andern leben könnte? — Nein, Lieber! Ich werde entweder die Deinige, oder ich will nie eines Andern seyn.

Unter diesen Reden befanden sie sich noch auf der Landstraße; die Nacht brach immer näher ein, und nöthigte sie, nach Hause zu eilen. Es war stockfinster; Steffen that einen Fehltritt und fiel; er richtete sich auf, und fühlte, daß ihm etwas müsse im Wege gelegen seyn, und tappte mit den Händen um sich, um das zu finden, worüber er gefallen war. Er fand es; es war ein ziemlich schwerer Sack; er hob ihn auf; die Begierde zu sehen, was wohl darin seyn möchte, ließ ihn nicht ruhen; er ging mit Lischen auf das nächste

Feld, wo noch einige Wurzen und Gesträuche brannten, womit der Bauer auf seinen Gründen Feuer zu machen pflegt. Bey dem Scheine, den diese von sich gaben, öffnete er den Sack, und — fand ihn voll Gold. Ha! was seh' ich! rief Lischen aus; Steffen! jetzt bist du auf einmahl glücklich geworden.

Steffen. Wie! Ist es wirklich so? Ich soll mein Lischen haben? — Soll der Himmel selbst unsre Liebe begünstigen, und uns dieses Gold geschickt haben, um deinen Vater zufrieden zu stellen, und uns Beyde glücklich zu machen! — —

Dieser Gedanke goß Freude in ihre Seelen, staunend sahen sie immer diesen glücklichen Fund an; ihr Auge war voll Begierde und Wohlgefallen darauf geheftet, und sie wandten es nur manchmahl ab, um sich selbst mit mehr Zärtlichkeit anzusehen. — Nun Lischen! sagte Steffen, darf ich wohl nicht mehr fürchten, daß dich dein Vater mir verweigern wird; ich kann ihm mehr zeigen als er verlangte. Lischen antwortete nichts; aber feuriger, beredter sprach ihr Auge; sie nahm seine Hand in die ihrige, und drückte sie. Steffen zweifelte gar nicht mehr an seinem nahen Glücke; er war ganz von diesem Gedanken eingenommen; hingerissen von der Heftigkeit seiner Empfindungen schloß er Lischen in seine Arme. O liebes Mädchen! rief er aus, wie unschätzbar wird mir dieses Glück, weil du es mit mir theilen wirst!

Steffen band jetzt den Sack wieder zu, und machte sich auf den Weg, um gerade zu Lischens altem Vater zu gehen. Sie waren nicht mehr ferne von seinem Hause, als Steffen auf einmahl still hielt. — Höre, Lischen! fing er an, wir bauen alle Hoffnung unsers Glückes auf dieses Gold; aber ist es auch unser? — — Ganz gewiß gehört es einem Reisenden; die Messe von N. endiget sich, sehr wahrscheinlich hat also ein Kaufmann im Nachhausereisen diesen Sack hier verloren. Ach, vielleicht ist er eben in dem Augenblicke, da wir uns ganz der Freude überlassen, der schrecklichsten Verzweiflung nahe — vielleicht hat er mit diesem Sack seine Ehre, sein ganzes Glück — das Glück seiner Familie verloren. O der Unglückliche! wie wird er jammern! Könnten wir ruhige Eigenthümer dieses Goldes seyn! — — Lischen erschrack; sie zitterte; alle Freude war auf einmahl aus ihrem Herzen gewichen. Ach! der Gedanke ist entsetzlich, sagte sie.

Steffen. Der Zufall führte uns darauf; ich fand es unschuldiger Weise; aber wir können es nie behalten, ohne uns eines Diebstahls schuldig zu machen.

Lischen. Still! ich bitte dich. Du machst mich schaudern.

Steffen. Wir wollten es jetzt deinem Vater bringen; er würde uns glücklich gemacht haben; aber könnten wir uns je glücklich nennen bey dem Bewußtseyn, daß unser Glück das Unglück unsers Nächsten ist? — Weißt du, was wir am klügsten thun? —

Ich gehe heute noch zum Pfarrer; er hat mir schon recht viele Güte erwiesen; hat mich zu dem ehrlichen Pächter in Dienst gebracht, wo ich jetzt bin; ich darf also nichts thun, ohne ihn vorher um Rath zu fragen.

Steffen traf den Pfarrer noch wach an, obwohl es schon sehr spät war, und es freute ihn ungemein, noch vor Tage sich seiner Sorge entledigen, und die Pflicht eines ehrlichen Mannes erfüllen zu können. Er übergab ihm sogleich den gefundenen Sack, und gestand ihm aufrichtig, daß er ihn Anfangs für ein Geschenk des Himmels angesehen habe; eben so treuherzig sprach er auch von seiner Liebe zu Lischen, und dem Hindernisse, das seine Armuth ihrer Vereinigung in den Weg legte. Der würdige Mann hörte ihm mit vieler Güte zu; betrachtete bald Steffen, bald Lischen, und ihr Edelmuth hatte ihn bis zu Thränen gerührt. Er sah die Stärke ihrer Liebe, und bewunderte ihre Tugend, die über die Leidenschaft ihrer Herzen siegte. Brav, meine Kinder! brach er endlich aus, hoffnungsvoll keimt der Same des Guten in euren Herzen, und verspricht euch einst die herrlichsten Früchte. Behalte immer diese Denkart, lieber Steffen! der Himmel wird dich dafür segnen. Du hast edlen Sinn, und Größe der Seele erhebt dich zum König, wenn du gleich ein armer Hirtenjunge bist. Freue dich der schönen That. Wir werden den Herrn wieder finden, der diesen Sack verloren hat; er wird deine Rechtschaffenheit belohnen, und was nicht hinreicht, will ich dir durch

einen Beytrag von dem Wenigen, was ich mir erspare, ersetzen; dann sollst du Lischen haben; ich nehme es auf mich, ihres Vaters Einwilligung zu erhalten; ihr verdienet einander zu besitzen, und glücklich zu seyn. Sollte aber dieser Fund, den du bey mir hinterlegst, nicht mehr abgefordert werden, so ist es ein Gut, das den Armen zufällt; unter diesen bist du der würdigste, und hast die gerechtesten Ansprüche darauf. Ich bin gewiß, daß ich dem Winke der gütigen Vorsicht folge, wenn ich es dir gebe, denn sie scheint es dir allein zugedacht zu haben.

Froh, ihre Schuldigkeit gethan zu haben, und voll der süßen Hoffnungen, die ihnen der gute Pfarrer machte, kehrten die beyden Liebenden nach Hause. Er ließ sogleich den andern Tag den verlornen Sack in seiner Pfarre verkünden; in der Stadt, wo Messe gehalten ward, öffentlich anschlagen, in die Zeitungen setzen, und in allen benachbarten Dörfern ausrufen. Viele geldgierige und eigennützige Leute meldeten sich, und gaben sich als Eigenthümer an: aber Niemand war im Stande weder die enthaltene Summe, noch die Münzsorten, selbst nicht den Sack zu beschreiben, worin das Gold war.

Unterdessen erinnerte sich aber der edle Pfarrer getreu seines Wortes, das er Steffen gegeben hatte, sein Glück zu befördern. Er verschaffte ihm eine kleine Meierey, versah sie mit Vieh und dem nöthigen Geräthe, und nach zwey Monathen hatte Steffen schon Hochzeit.

Das junge Paar sah sich nun am Ziele aller Wünsche, und dankte dem Himmmel und dem braven Manne für das Glück, das es in seiner ganzen Fülle genoß. Steffen war sehr arbeitsam, und Lischen eben so häuslich und geschickt in der Wirthschaft; sie hielten genau mit dem Pachtschillinge zu, lebten mäßig von dem wenigen Ueberreste, und befanden sich glücklich dabey.

Zwey Jahre verstrichen, und noch fand sich der Eigenthümer dieses verlornen Goldes nicht vor. Der Pfarrer, gedrungen von dem Wunsche, ganz das Glück dieser Tugendhaften zu machen, glaubte seiner Pflicht genug gethan zu haben, und nicht mehr länger warten zu dürfen; er händigte also dieses Geld dem glücklichen Paare ein, das er vereinigt hatte. Genießet, meine Kinder! sagte er zu ihnen, die Wohlthat der Vorsehung, und machet euch nicht durch Mißbrauch des Glückes unwürdig, das sie euch schenkte. Die Summe dieses Schatzes beträgt gerade zwölftausend Thaler; ihr könnt davon freyen Gebrauch machen. Wenn euch einst ein Zufall den Eigenthümer entdecken sollte, seyd ihr in eurem Gewissen verbunden, ihm Alles zurückzugeben; von dieser Pflicht kann euch keine Zeit lossprechen. Macht also davon einen solchen Gebrauch, der nur die Natur dieses Geldes verändert, aber seinen Werth nicht vermindert. — Steffen war sogleich bedacht, diesem edlen Rathe zu folgen. Er nahm sich vor, die Meierey eigenthümlich an sich zu bringen, und sie stand gerade zu der Zeit feil. Sie wurde zwar etwas höher

angeschlagen, als sich Steffens Vermögen belief; aber baares Geld ließ ihn hoffen, sie leicht um diesen Preis zu erkaufen. Er sah dieses Geld immer als ein hinterlegtes Gut an, das er so am sichersten anlegen zu können glaubte; und worüber sich einst der Eigenthümer, wenn er sich vorfinden sollte, nicht würde zu beklagen haben.

Der Pfarrer fand diesen Vorsatz alles Beyfalls werth; er wurde auch bald ins Werk gesetzt. Steffen, der jetzt von dem Gütchen Eigenthümer ward, erhöhte durch Fleiß und Aufwand den Werth desselben. Seine Felder, die er besser unterhielt, emsiger pflegte, wurden viel fruchtbarer. Er lebte in dem erwünschlichsten Wohlstande, den seinem Lischen zu verschaffen der einzige stolze Wunsch seines Herzens war. Zwey Kinder segneten in der Folge der Jahre diese glückliche Ehe, und Beyde freuten sich, in den zärtlichen Pfändern ihrer Liebe sich wieder aufleben zu sehen. Wenn Steffen vom Felde zurückkam, ging ihm seine Gattin mit ihren Kindern entgegen; er umarmte dann eines nach dem andern; er ließ sie nur wieder los, um die liebende Gattin in seine Arme zu schließen. Unterdessen drängten sich die beyden Kleinen wieder an ihn; einer versuchte es, an des Vaters Seite hinaufzuklettern, um den Schweiß von seiner Stirne zu trocknen; der andere wollte ihm die Bürde tragen helfen, die seinen Rücken lastete. — Sanft lächelte dann der Vater Beyfall ihren schwachen Versuchen, und zärtliche Küsse lohn-

ten die Liebe ihrer Herzen. Eine Thräne freudigen Dankes trat in sein Auge; er blickte zum Himmel, und dankte Gott, daß er ihm eine zärtliche Gattin, und Kinder gab, die ihm an Herzensgüte gleichen.

Einige Jahre darauf starb der würdige Pfarrer; Steffen und Lischen weinten auf seinem Grabe Thränen der Trauer ihres Herzens, und schickten ihm dankbare Segenswünsche nach; ihre edlen Seelen erinnerten sich mit all der nur ihnen eigenthümlichen Zärtlichkeit dessen, was der Gute für sie gethan hatte, und dieser Vorfall führte sie auf die wichtigsten Betrachtungen über sich selbst. Gutes Weib! sagte Steffen, auch wir müssen sterben; wer weiß, wie bald wir vielleicht dem guten Greise folgen werden; unsere Maierey wird das Erbe unserer Kinder seyn, und gehört uns doch selbst noch nicht. Wenn er einst zurrückkäme, der darauf Anspruch hat, würde er auf immer derselben beraubt seyn, und wir würden durch diese gewissenlose Verschwiegenheit fremdes Gut mit in die Grube nehmen. Gott! ich schaudere vor diesem entsetzlichen Gedanken! — Nein! lasse uns auch rechtschaffen sterben!

Steffen ging gleich den andern Tag mit seinem Weibe zu Gericht; die Redlichkeit seines Herzens ließ ihn nicht länger mehr ruhen. Er gab eine vollkommene Erklärung über die Art, wie er zu dem Besitz seines Vermögens gelangte, von sich, und cedirte für sich und seine Kinder dem Eigenthümer des verlornen Geldes sein Gütchen. Die angesehensten Männer des

Dorfes unterzeichneten diese Urkunde — vielleicht in hundert Jahren die einzigen ihrer Art. — Mit fröhlichem Herzen verließ er jetzt den Gerichtshof; er fühlte sich so leicht, so wohl, wie Einer, dem man eine schwere Bürde abgenommen hat, die ihn zu Boden drücken wollte. Nun lasse uns guten Muthes seyn, liebes Weib sagte er, ich habe mich einer Sorge entledigt, die mir keine ruhige Stunde mehr gelassen hätte.

Zehn Jahre verfloßen, seitdem sie im Besitzstande ihres Gütchens waren, sie lebten ruhig und glücklich. Keine großen Veränderungen störten die beneidenswerthe Stille ihres Lebens; es war unschuldig und einfach, aber bey aller Einförmigkeit gab ihm doch jeder Tag neue Reitze; Genüsse der reinen Naturfreuden erwecken nicht Eckel durch Wiederhohlung, und man bedarf hier nicht des Stachels der Kunst, um die stumpfen Sinneswerkzeuge zu neuer Fühlung zu reitzen. — — Eines Tages kehrte Steffen nach der schweren Arbeit zu Hause, um mit seiner Familie das Mittagsmahl einzunehmen, das seiner wartete. Das Rasseln einer Kutsche zog seinen Blick auf die Heerstraße; er sah zwey Personen in einem Reisewagen, der nicht weit von ihm stürzte. Er lief eiligst hinzu, um den Unglücklichen Hilfe zu leisten; er both ihnen freundlich seine Pflugpferde an, um den Wagen leichter fortzubringen, und bath sie, bey ihm auszuruhen, denn außer dem gehabten Schrecken hatten sie weiter keinen Schaden gelitten. Ich habe kein Glück auf dieser Straße,

fing einer von den beyden Reisenden an; ich bin noch nie hier vorbey gefahren, daß mir nicht ein Unglück begegnet wäre. Vor etwa zwölf Jahren erlitt ich einen ansehnlichen Verlust an baarem Gelde; ich verlor einen Sack mit zwölf tausend Thalern in Gold, da ich eben von der Messe zu N. kam. Wie! rief Steffen, der ihm mit vieler Aufmerksamkeit zugehört hatte, haben Sie sich denn nicht erkundigt, wer allenfalls dieses Geld gefunden habe? Es wäre doch wohl der Nachfrage werth gewesen. — Das war nicht möglich, mein Freund! antwortete dieser, ich mußte meine Reise nach Ostende beschleunigen, um mich dort nach Indien einzuschiffen; die Zeit der Fahrt war nahe; das Schiff lag segelfertig, und man würde meiner nicht gewartet haben; ich konnte also keine Nachforschungen anfangen, die mir gewiß nichts würden genutzt haben. Ich hätte dadurch meine Reise verzögert, und meine Besorglichkeit um diesen Verlust hätte mir als Kaufmann gewiß einen größern Schaden zugezogen, als das Verlorne betragen hätte, denn man würde kein zu günstiges Urtheil von meinem Vermögensstande gefällt haben.

Vielleicht würde Steffen selbst nicht haben bestimmen können, welche Freude größer war: jene, als er den Sack mit Gold fand, oder diese nun, da er aus der Rede dieses Kaufmanns schloß, daß er der Eigenthümer davon seyn müsse. Er drängte sich immer mehr an den Fremden; bath ihn von Neuem, sein Anerbiethen anzunehmen, indem sein Haus das nächste in der

Gegend und das bequemste wäre. Endlich gaben Beyde seinem Zudringen nach; Steffen ging voraus, um ihnen den Weg zu zeigen. Lischen kam ihm ihrer Gewohnheit nach entgegen, und traulich hieß sie die Gäste willkommen, die ihr Steffen mitbrachte. Geschwinde, liebes Weibchen, sagte er, richte ein gutes Mahl zu für diese Herren; das Weitere will ich dir schon sagen. Unterdessen sie die Mahlzeit erwarteten, bediente er sie mit Erfrischungen, und leitete das Gespräch wieder auf den Verlust, über den sich einer der Reisenden beklagte. Steffen zweifelte nun gar nicht mehr, daß es der seyn müsse, dem er die Erstattung seines Vermögens schuldig wäre. Er schlich sich aus dem Hause, und eilte zu dem Beamten, sagte ihm kurz den ganzen Vorfall, und bath ihn unter seinen Gästen der Dritte zu seyn. Dieser wurde durch die Freude des ehrlichen Steffens in die größte Verwunderung gesetzt; er staunte den wackern Bauer mit unverwandtem Auge an, der sich so über eine Entdeckung freute, die ihn zum Bettler machen mußte.

Man ging zu Tische; die Fremden konnten sich nicht genug über Steffens gute Bewirthung verwundern, und wünschten nichts so sehr, als dem guten Manne ihre Erkenntlichkeit auf eine Art bezeugen zu können, die ihn eben so vergnügen möchte, als sie seine Gastfreyheit vergnügte. Sie bewunderten die Ordnung und den Wohlstand seiner kleinen Haushaltung; aber über Alles sein gutes Herz, Lischens Freundlich-

keit, ihre freye, heitere Miene, ihre Offenheit, und ihr Bestreben, ihren Gästen nichts abgehen zu lassen, was sie zu ihrem Vergnügen dienlich hielt.

Nachdem das Mittagmahl eingenommen war, zeigte Steffen den Fremden sein Haus, führte sie allenthalben herum, in seinen Garten, seine Schäferey, und selbst in die Ställe, wo sein Vieh stand. Dann ging er mit ihnen auf einen kleinen Gang des Hauses, von wo aus man seine Aecker übersehen konnte; er wies ihnen ihren ganzen Umfang, und sagte ihnen den jährlichen Ertrag davon. Man lobte seine Geschicklichkeit und seinen Fleiß, und erschöpfte sich in treuen, herzlichen Wünschen. Sie haben nun Alles gesehen, meine Herren, sagte jetzt Steffen, und es freut mich, daß es Ihnen wohlgefallen hat. Aber Alles das, sagte er zu dem einen der Fremden, was Sie jetzt sahen, gehört Ihnen, mein Herr! Staunen Sie nicht so; ich will Ihnen das Räthsel bald aufklären. Das Gold, das Sie vor einigen Jahren verloren haben, ist in meine Hände gerathen; ich sah, daß es Niemand zurückforderte; ich verwandelte es daher in diese Meierey, in der Absicht, sie einst dem zuzustellen, der gegründete Ansprüche darauf machen würde. Sie gehört also Ihnen; wenn ich gestorben wäre, bevor ich Sie aufgefunden hätte, so war auch für diesen Fall gesorgt. Bey Gericht liegt eine Erklärung, die ich von mir gab, um Ihr Eigenthum und Ihre Rechte auf selbes für immer zu sichern.

Der Beamte übergab sogleich dem Kaufmanne die Urkunde. Alles war ihm noch so fremd, so unverständlich, wie wenn er in einer Feenwelt wäre; er las, und staunte. Er glaubte unter bessern Wesen, als Menschen sind, zu seyn; er starrte bald Steffen, bald Lischen und, ihre Kinder mit einem Auge an, das über die Neuheit dieses Anblickes von seinem Staunen nicht mehr zurückkommen konnte. Wo bin ich? rief er endlich aus; was habe ich gehört? — Welche That! welche Tugend! wie edel! eine solche Handlung von diesen Leuten? Aber — Ihr habt doch noch ein anders Gütchen, als diese Meierey da?

Steffen. Nein, mein Herr! aber wenn Ihr sie nicht zu verkaufen willens seyd, so müßt Ihr einen Pächter haben, und da glaube ich, daß Ihr mir vor einem andern den Vorzug geben werdet.

Der Fremde. Nein, edler Mann! mein Pächter sollst du nicht seyn. Deine Rechtschaffenheit ist bessern Lohnes werth. Es sind schon zwölf Jahre, daß ich dieses Geld verlor, das du fandest. Gott hat seit dieser Zeit meinen Handel gesegnet, und ich war immer glücklich; meine Geschäfte breiteten sich immer mehr aus; ich habe daher diesen Verlust bald verschmerzt. Ich würde nun um diese Kleinigkeit nicht reicher seyn, wenn Du mir auch Alles zurückgäbest; und Du bist dieses mäßigen Glückes würdig. Die Vorsicht selbst hat Dir ein Geschenk damit gemacht, und ich würde sie beleidigen, wenn ich Dir wieder nehmen wollte, was

sie Dir gab. Behalte immer dieses Geschenke des Himmels! Es gehört Dir, und wenn es zur Giltigkeit deines Besitzzustandes gehört, so erkläre ich Dich hier vor Zeugen als unbeschränkten Eigenthümer; es soll auf immer euch und euren Kindern gehören; ich werde es nie mehr zurückfordern. Edler Mann! wer würde so gehandelt haben, wie Du?

Und nun zerriß der Fremde die gerichtliche Urkunde die er in Händen hatte, und fuhr fort: Eine so schöne Handlung muß nicht vergessen werden; es wird zwar keine neue Urkunde nöthig seyn, um meine Cession, und Dein und Deiner Kinder Eigenthums-Recht auf dieses Gut für die Zukunft zu sichern; aber ich werde doch meine Erklärung schriftlich hinterlassen, um das Andenken Deiner edlen Denkart, Deiner Rechtschaffenheit zu verewigen.

Die guten Leute waren vor Freude außer sich; sie fielen dem Fremden zu Füßen; er hob sie auf und umarmte sie, und auf der Stelle wurde die Schankungsurkunde ausgefertigt. Der Beamte, ein würdiger Mann, der durch ein gefühlvolles Herz seinem Berufe Ehre machte, küßte Steffen und sein Weib, und umarmte den edeldenkenden Kaufmann. Das ist das erste Mahl in meinem Leben, rief er aus, daß ich mich von ganzer Seele freue, diese Stelle zu vertreten, denn nie hat meine Hand einen schöneren Dienst geleistet als diesmal; nie war mir mein Amt angenehmer, als es mir heute ist. Steffen quollen die Thränen aus den Augen — Thrä-

nen des Gefühles und der Freude. O meine Kinder! rief er aus, hier! hier seht ihr euren Wohlthäter! — O mein Weib! wie glücklich macht uns dieser großmüthige Mann! Dieses Gut gehört nun unser; wir können es lebenslang genießen, ohne Unruhe, ohne Vorwurf unsers Herzens. Doppelt werth wird mir jetzt mein Leben; ich fühle mich muthiger und stärker zur Arbeit. — Aber, lieber Herr! Sie waren so großmüthig, mein Glück zu machen; erhöhen Sie den Werth Ihrer edlen That auch noch durch die Freude, die Sie mir machen, wenn Sie diesen Tag bey mir bleiben. Er ist der festlichste Tag meines Lebens; ich möchte ihn auch gern würdig feyern.

Der Fremde. Recht gern, gute Leute! — Ich glaubte an diesem Orte so unglücklich zu seyn, und gerade das, was ich für Unglück hielt, macht mir jetzt unaussprechliche Freude. Ja, braver Mann! wir Alle, ich und mein Begleiter, und der Herr Beamte wollen heute bey Dir seyn, und uns dieses glücklichen Tages freuen.

Lange genoß noch Steffen das Glück, das ihm seine Rechtschaffenheit erwarb, und der Segen des Himmels thauete auf den Gerechten herab. Er füllte seine Scheune mit dem Reichthum seines Fleißes, und freute sich im Alter der Früchte der thätigen Jugend. Steffen ward allgemein geliebt, allgemein geachtet. Sein Beyspiel wirkte auf manches gute Herz, und reitzte zu ähnlichen Handlungen. Ehrlichkeit war jetzt besonders

das Augenmerk der Einwohner von Steffens Dorfe, und es wurde zum gemeinen Sprichwort unter ihnen: Sey ehrlich wie Steffen!

Einige Jahre hindurch besuchte der Kaufmann den rechtschaffenen Bauer, so oft er auf die Messe nach N. kam, und jedesmahl erneuerte sich die Freude in seinem Herzen über den glücklichen Verlust, den er in dieser Gegend zum Besten eines guten Menschen erlitten hatte. Allein eine Reise, die er wieder nach Indien antrat, raubte dem ehrlichen Steffen auf immer die Freude, seinen Wohlthäter zu sehen; denn der Kaufmann kam dießmahl nicht mehr zurück. Steffen war lange untröstlich über diesen Verlust, und nie sprach er von ihm, daß ihm nicht Thränen in die Augen traten. Seine Kinder waren ihm vollkommen gleich, und erfreuten das Alter des grauen Vaters. Man konnte von ihm sagen, er starb nicht, denn er hinterließ sich ganz in seinen Kindern, und dieß ist wahre Unsterblichkeit.

Wem sollte es nicht freuen, rechtschaffen zu seyn, da die Tugend so reichlich lohnt? — Sie lohnt nicht nur durch das Bewußtseyn des Guten, sondern sie gibt auch wirklichen Lohn; man zieht Nutzen aus ihr. Sie gibt dem Herzen Ruhe; sie flößt Muth ein, und erhöhet die Freuden des Lebens. Sie erhebet den Geist über kindische Furcht und eitle Besorgnisse, stärket unsere Hände zur Arbeit, und befördert unsere zeitliche Wohlfahrt. Nur ein Mann wie Steffen, konnte mit diesem Funde glücklich seyn; ein anderer, der es heimtü-

ckisch und gewissenlos verborgen hätte, würde achtlos und leichtsinnig dieses Geld bald verschwendet haben, und unglücklicher geworden seyn, als er zuvor gewesen wäre. Um glücklich zu seyn, muß man sich durch Rechtschaffenheit und Güte des Herzens zu seinem Glücke vorbereiten, und dessen würdig machen; der Böse wird selbst im Schoose des Ueberflusses nicht glücklich seyn. — Dieß wollte ich nur noch meinen Lesern sagen um ihnen zu zeigen, daß die Tugend durch ihre Folgen wirklich glücklich macht. Besinnet euch daher nicht, gut zu handeln; das Opfer, das ihr manchmahl der Tugend bringen müßt, mag euch nur in dem ersten Augenblick groß und schmerzlich scheinen, aber die Folgen davon verbreiten Glück auf euer ganzes Leben. Ich will euch dessen zum Beweiß noch eine Anekdote hersetzen, die euch ganz überführen soll, daß gut und rechtschaffen handeln uns mit einer Folgenreihe von Wohlthaten lohnt, denn das Gute steht mit dem Guten in so genauer Verbindung, das Böse mit dem Bösen, daß Eines ohne des Andern nie bestehen kann; ich will sagen: Ich kann nichts Gutes thun, ohne mir nicht selbst dabey zu nützen; mein Herz veredelt sich durch jede schöne Handlung; ich erlange immer mehr Fertigkeit im Guten, werde immer besser, und dadurch schon glücklicher; und dann glaube ich in der Biographie jedes Edlen die Wahrheit bewährt zu finden, daß der Lohn nie ausbleibt. Es können Jahre vergehen, eh wir den Tag und die Stunde vergessen haben, da wir Gutes thaten, und die Vorsicht

läßt uns erst jetzt durch ein glückliches Ereigniß die Folgen davon genießen. Eben so kann der Mensch auch nichts Böses thun, ohne sich nicht zugleich einen fürchterlichen Abgrund der schrecklichsten Uebel zu öffnen. Die kurze Zeit, da er die Früchte einer niederträchtigen Handlung genießt, ist in seinem Leben nur ein Augenblick; hätte das Laster sein Auge nicht verkürzt, daß er hinüber sehen könnte über diesen flüchtigen Zeitpunkt, wie würde er zurückschaudern vor seiner That, und erschrecken über die traurige Zukunft qualvoller Tage, die die unmitbaren Folgen seines Verbrechens sind!

Peter Farmer.

Eine

Anekdote zum Beweise des Satzes:

Nichts bleibt unvergolten.

In B., einer kleinen Hofmarkt, lebte Peter Farmer; er war schon ein Mann bey Jahren, hatte sieben Kinder, und seine häuslichen Umstände wurden von Tag zu Tag schlimmer. Doch war er ein ordentlicher häuslicher Mann, lebte genau, und arbeitete Jedem zum Muster. Die Güte seines Herzens und die Undankbarkeit einiger Menschen, denen er in der Noth treulich

half, brachten ihn seinem Verfalle nahe. Dienstfertigkeit war von Jugend auf ein Hauptzug seines Charakters; schon als Knabe freute es ihn, wenn er irgend einem seiner Gespielen einen angenehmen Dienst leisten konnte; seine Bereitwilligkeit erwartete keine Bitte, er kam gerne Jedem zuvor, dem er behilflich seyn konnte. Allein das Herz des Guten wird nur zu oft mißbraucht; er wird nicht geschont, und Alles eilt hinzu, sich an ihm zu sättigen. So ging's auch Petern. Sein Fleiß und seine Sparsamkeit hatten ihn immer in den Stand gesetzt, Dürftigen zu helfen, und Sinkende zu unterstützen. Einem lieh er Saamen, dem Andern Geld, um Vieh zu kaufen, oder sich Geräthschaften beyzuschaffen; aber jetzt war er selbst erschöpft, und keiner der Undankbaren dachte auf Erstattung. Peter war in der traurigsten Lage, denn die Vergantung war schon das nächste, was er vor sich sah. Der Besitzer der Hofmark war Offizier, und sein Beruf hielt ihn immer von seinen Unterthanen entfernt. Er war gut, und wünschte nichts mehr als das Wohl seiner Leute. Er glaubte es am besten zu machen, wenn er seine Unterthanen der Sorge seines Verwalters empfahl, von dessen Treue und Ehrlichkeit er freylich überzeugende Proben hatte; aber er wußte nicht, daß sein Herz ohne Gefühl war, und seine Handlungen alle mechanisch dahin nur zielten, das Beste des herrschaftlichen Schatzes zu befördern. Er war genau in seinem Dienste; man konnte

ihm nichts vorwerfen; aber auch nicht sagen, daß er je etwas Gutes gethan hätte.

Peter konnte dieß Jahr schon seine Abgaben nicht mehr entrichten; er glaubte von dem Verwalter Aufschub erbitten zu können; aber vergebens floßen seine Thränen; vergebens rang er die Hände. Ein Paar Gläubiger, denen Peters Umstände zu bedenklich schienen, um ihm länger zuwarten zu wollen, verdarben vollends Alles. Peter wurde auf die Gant geschrieben. Eine entsetzliche Lage! — Der ehrliche Mann, den nicht Verschwendung, nicht Nachläßigkeit in Verfall gebracht hat; — der arbeitete, sparsam lebte, und immer nur bedacht war, treu seine Abgaben zu entrichten, der verliert durch Unglücksfälle und Treulosigkeit der Menschen, die Früchte seines Schweißes; mit thränendem Blicke sieht er seine Hütte an, die er nicht mehr sein nennen darf. Er ist ein Bettler, verachtet und verworfen, und seine Kinder sind allen Gefahren preis, denen die Armuth in Staub getretene Menschen aussetzt.

In diese Gedanken versenkt, irrte Peter einige Stunden herum; schon war er im Gebiethe einer andern Herrschaft; in einer kleinen Ferne lag das Schloß des Grafen *** vor ihm, der ihm in Begleitung eines Offiziers begegnete! Peter war ganz entkräftet; er vermochte nicht mehr weiter zu gehen, lehnte sich an den Rumpf einer Eiche, und weinte. Beyde sahen ihn,

gingen auf ihn zu, und der Graf redete ihn zu erst an. Wer seyd Ihr: Was fehlt Euch?

Peter. Ach! ein armer Mann.

Graf. Gehört Ihr in meine Herrschaft?

Peter. Nein, Ihro Gnaden! Ich gehöre nach ***; Schmerz und Gram trieben mich in der Irre herum, und so kam ich hieher, daß ich selbst nicht wußte, wie. Ich bin so matt, daß ich kaum mehr zu stehen vermag; vergönnen mir Ihro Gnaden nur einige Minuten auszuruhen.

Graf. Das sollt Ihr von Herzen gern, lieber Alter! Aber sagt mir, was ist Euch denn widerfahren?

Peter. Lieber Gott! Sie wollen mich verganten. Denken Ihro Gnaden, zwanzig Jahre habe ich jetzt am Pfluge geschwitzt; mich Tag und Nacht gesorgt, meiner Herrschaft die Abgaben entrichten zu können, und nun — nach zwanzig mühseligen Jahren bin ich mit Weib und sieben Kindern — ein Bettler. Die Kräfte meiner Jugend sind dahin, und im Alter muß ich nun elend darben. —

Graf. Das ist hart. Aber Ihr hättet doch vorsehen sollen.

Peter. Ich habe gesorgt; aber das Glück verfolgte mich. Einige Mißjahre, und Unglück mit dem Vieh setzten mich zurück; ich habe viele Schuldner und Niemand bezahlt mich; ich half Jedem, so lang ich helfen konnte, und mir hilft jetzt Niemand.

Graf. Tröstet Euch, guter Mann! vielleicht ist

Euch noch zu helfen. Wendet Euch an Euren Hofmarksherrn.

Peter. Der ist nicht hier; und der Verwalter hält unerbittlich strenge auf den geringsten Nutzen, der seinem Herrn entgehen könnte.

Der Offizier sah lange Petern an; er war gerührt von seinem Schicksale, und wurde immer nachdenkender, da er einige bekannte Züge in seinem Gesichte zu finden glaubte. Er fragte ihn endlich um seinen Nahmen; er sah ihn nun noch aufmerksamer an, und fragte ihn hastig wieder: Habt Ihr nicht einst bey *** gedient?

Peter. Ja; aber es ist schon sehr lange; es muß schon achtzehn bis zwanzig Jahre seyn.

Offizier. Bey welcher Kompagnie?

Peter. Ja — — ob ich mich jetzt gleich entsinne — ach! mein Kopf ist so voll. — — —

Offizier. Ich glaube Dir's, guter Alter! — bey Berich —

Peter. Ja gnädiger Herr! — Berich war mein Hauptmann.

Offizier. Und ich Lieutenant — kennst Du mich nicht mehr?

Peter. Um Gotteswillen! wär's möglich — — Sie Graf Edenfeld?

Ja, lieber, wackerer Farmer! der bin ich, rief jetzt Edenfeld entzückt aus, und fiel ihm um den Hals. Ich kann dem Himmel nicht genug danken, daß er

mich Dich wieder finden ließ — und gerade jetzt zum besten Glücke. Unter allen Deinen Schuldnern bin ich gewiß der einzige, dem Du am längsten borgen mußtest; aber verzeih mir — oder verzeih es vielmehr der Saumseligkeit des Schicksals, das mich nicht eher in den Stand setzte, meine Schuld abtragen zu können.

Der Graf, den Edenfeld begleitet hatte, war voll Erstaunen; er wußte sich von Allem nichts zu erklären. Wie, sagte er, Sie kennen diesen Alten? haben ihm Verbindlichkeit? Ich bitte Sie, lösen Sie mir das Räthsel!

Edenfeld. Sehr gerne; und ich weiß, Ihr Herz wird freudigen Antheil daran nehmen: aber lassen Sie uns mit dem guten Manne auf das Schloß zurückkehren, und ihm erst einige Erquickung reichen; er ist matt, und bedarf der Ruhe.

Der Graf war es zufrieden; sie gingen auf das Schloß zu; man reichte Petern einstweilen Stärkungsmittel, und auf den Abend versprach der Graf, ihn mit seinen Pferden nach Hause führen zu lassen. Unterdessen fing Edenfeld zu erzählen an, wie er mit Petern bekannt geworden, und wodurch er ihm verpflichtet wurde.

Sie wissen, Graf! wie unglücklich mich der Haß meines Onkels gegen meinen Vater machte. Zwey Brüder waren sich geschworne Feinde; mein Vater starb, und trug den Haß mit in die Grube; er hinterließ uns nichts als leere Titel, und die unversöhnliche Feind-

schaft seines Bruders, der in mir mit aller Bitterkeit des Herzens den Vater haßte. Meine Mutter erhielt zwar eine Pension; aber sie war nicht hinreichend zu unserer Erhaltung, noch viel weniger, mich standesgemäß erziehen zu lassen. Sie entschloß sich zu einer ihrer Verwandten auf das Land zu ziehen, wohin ich ihr folgte. Ich war noch nicht siebzehn Jahre alt, als auch diese starb. Man brachte mich zu einem Regimente, wo ich als Cadet zu dienen anfing, und die Freundin meiner Mutter verschaffte mir eine geringe Zulage. Aber — Gott! wie armselig war dieß Leben! — Ich beneidete oft so manchen Bauernjungen um sein Loos; er dient einige Zeit, ist nicht besser zu leben gewohnt, als er jetzt lebt, und wenn seine Dienstzeit verstrichen ist, kehrt er wieder nach Hause, und kann sich seiner künftigen Tage im Schooße einer glücklichen Familie freuen. Ich — ich habe nichts zu hoffen. Dieser Gedanke raubte mir oft die Lust zu leben; ich würde die Schwere meines Unglücks minder drückend gefühlt haben, wenn ich es nicht in seinem ganzen Umfange hätte übersehen können. Ich wünschte mir oft die rohe Unwissenheit so manches Burschen, der erst zum Regimente kam.

Rücksicht auf meinen Stand, meinen Diensteifer und mein untadelhaftes Betragen machte, daß ich bald zum Lieutenant vorrückte. Ich hatte mir die Liebe und Achtung all meiner Obern erworben, und konnte versichert seyn, daß ich auf diesem Posten nicht lange stehen bleiben würde: allein meine Umstände wurden

dadurch um nichts besser; im Gegentheil setzte mich der neue Aufwand in noch größere Verlegenheit. Jetzt mußte ich Schulden machen, wovon ich bisher immer frey blieb. — Peter kam jetzt zu meinem Regimente, und unter meine Compagnie. Seine gute, ehrliche Miene, etwas Sanftes, Gefälliges, das ihn vor allen andern Burschen auszeichnete, nahm mich für ihn ein; ich bedurfte eines Furierschützen, und nahm Petern. Mein Auge hatte mich nicht betrogen. Ich fand zwischen ihm und seinen Kameraden einen solchen Abstand, daß ich kaum glauben konnte, daß er ein Bauerssohn wäre. Wie vielmahl verwünschte ich nicht die Ungleichheit unsers Standes, die mir nicht erlaubte, ihn als meinen Freund zu umarmen. Ich mußte meine Lage vor ihm verbergen; ich that es auf alle Art, aber doch konnte ich's nicht so ganz, daß er nicht manchmahl die geheime Quelle meines Unmuths errieth. Seine Theilnahme an meinem Schicksale rührte mich oft bis zu Thränen. Er war aufgeweckt und munter, wenn ich es war; und schüchtern und traurig stand er in einer Ecke des Zimmers, wenn er an meiner Stirne die Furchen des Grams erblickte. So lange ich ihn kannte, sah ich ihn niemahl ungeduldig im Dienste; auch wenn ich zu Zeiten etwas mürrisch war, konnt' ich an seiner Miene nicht bemerken, daß er verdrießlich wurde; nur trauriger schien er dann zu seyn. Ich fragte ihn einst: Peter, was fehlt Euch? Habt Ihr eine Beschwerde? Ach nein! antwortete er, ich wär' ganz zufrie-

den, wenn ich Sie nicht so oft traurig sähe; ich weiß nicht, was Ihnen fehlt, gnädiger Herr! aber — Gott sey mein Zeuge! ich gäbe Blut und Leben, wenn ich Sie bessern Muths damit machen könnte. — —

Kaum behielt ich noch so viel Macht über mich, daß ich nicht laut weinte; aber stille Thränen der Rührung stürzten unaufhaltsam die Wange herab. Und so verging kein Tag, daß ich nicht neue Beweise seiner Anhänglichkeit erfuhr. Ich hatte an ihm den besten, aufmerksamsten Diener, bald einen Freund, und endlich — gar meinen Wohlthäter.

Ich dachte, das Schicksal hätte sich an mir erschöpft; aber wer ergründet die Tiefe menschlichen Elendes? — Ungleich härtere Steiche warteten meiner, als ich schon erlitt; ich gerieth in die erbärmlichste Lage. Ich wurde krank, und die tröstlichste Aussicht, die ich haben konnte, war der Tod: aber mein Unglück schien mir ihn nicht zu gönnen, und überhäufte mich mit Schmerzen. Ich war ohne Freunde, denn jene, die ich dafür hielt, gaben mir jetzt Beweise genug, wie sehr ich mich an ihnen geirrt hatte; meine ganze Baarschaft belief sich nicht über einen Gulden, und doch sollte ich leben, sollte Arzneyen bezahlen, und Jene, die für meine Genesung sorgten. Den größten Theil meines Lebens verzehrten Kummer und Sorgen; aber jetzt war ich zu schwach, mich noch zu kümmern; mein Herz unterlag der Schwere meines Unglücks; ich war der Verzweiflung nahe. Peter war untröstlich über meinen Zustand; er sah ihn ganz

ein. Drey Tage vergingen so, und schon war ich unschlüßig, ob ich noch den vierten erleben sollte. Es war Nachmittag, als Peter zu mir kam; er verriegelte die Thüre, trat vor das Bett, und ergriff schüchtern meine Hand. Gnädiger Herr! fing er an, mit Thränen im Auge, überlassen Sie sich doch nicht ganz Ihrem Schmerze; Gott wird Alles wieder gut machen. — Ich habe einen Schritt gewagt, der Sie beleidigen könnte, wenn Sie minder von der Aufrichtigkeit und Treue meines Herzens überzeugt wären; aber so hoffe ich, daß Sie mir vergeben werden. — Nun zog er einen Sack mit Geld aus der Tasche, und stellte ihn auf den Tisch. Ich erschrack. — Kerl! was hast Du gethan? — rief ich hastig auf. — Nichts, erwiederte Peter, als was ein ehrlicher Mann thun darf, und ein treuer Diener zu thun schuldig ist. Ich schrieb meinem Vater, daß er mir in einer dringenden Verlegenheit eiligst von meinem mütterlichen Vermögen hundert Thaler schicken möchte. Da er weiß, daß ich nie einen schlechten Gebrauch vom Gelde machte, daß ich immer häuslich war, so fand mein Gesuch gar keinen Widerstand. Hier, gnädiger Herr! sind die hundert Thaler; schlagen Sie wir die Bitte nicht ab, sie Ihnen bey gegenwärtiger Lage anbiethen zu dürfen; es sieht und hört uns Niemand, und von meiner Verschwiegenheit, denke ich, brauche ich Ihnen nicht erst Proben zu geben. Die Zeiten ändern sich, und Sie können mir's vielleicht gerade in einem Zeitpunkte zurückzahlen, wo

ich diese unbedeutende Summe für ein Geschenk des Himmels ansehe.

Alle meine Einwendungen halfen nichts; er bestand fest darauf; ich mußte seinen Bitten nachgeben. Mittlerweile genas ich wieder, und kurze Zeit darauf erhielt ich eine Hauptmannsstelle. Nun schien es, als wenn es besser werden wollte mit mir. Anfänglich ging es noch etwas hart; aber ich hatte Hoffnung, in ein paar Jahren mich in eine vortheilhaftere Lage zu setzen. Indessen kam Peters Vater bey dem Regimente um den Abschied seines Sohnes ein. Er fing einen Handel an, und dazu war ihm Peter unentbehrlich. Peter bath mich selbst, ihm dazu behilflich zu seyn, weil es der Wunsch seines Vaters war. — Schwerer wurde mir noch nie die Trennung als dießmahl. Ich hörte seit dieser Zeit nichts mehr von ihm. Mein Beruf forderte mich ins Feld; der Krieg entdigte sich, und dieser Zeitpunkt war es auch, wo sich mein Onkel mit mir versöhnte. Er hinterließ mir ein ansehnliches Vermögen, das mich nun in den Stand setzt, Unglücklichen zu helfen. — —

Peter wurde sogleich gerufen; Beyde eilten ihm entgegen, und umarmten ihn. Herrlicher Mann! rief der Graf, und Du sollst unglücklich seyn! — Du, so groß, so edel! — Nein, das sollst Du Dein Leben nicht mehr. Es steht bey Dir, ob Du mir die Freude machen willst, Dich in meiner Herrschaft niederzulassen, oder zu bleiben, wo Du jetzt bist.

Ja, lieber Peter; rief Edenfeld, bleibe hier bey meinem Freunde, und gönne auch Du mir nun die Freude, Dich glücklich zu machen. Ich konnte nie ohne Erröthen daran denken, daß ich Dein Schuldner war; nun wischt ein glücklicher Augenblick die Schaamröthe von meinen Wangen; ich finde Dich wieder, und gerade jetzt, da ich meine Schuld am besten gegen Dich abtragen kann. Ich will so für dich sorgen, daß Dir keine Sorge mehr übrig bleiben kann, als die — Deine Kinder Dir gleich an Rechtschaffenheit und Herzensgüte zu bilden.

So sah sich Peter auf einmahl aus der Tiefe des Elendes gezogen, und über alle Furcht eines nochmahligen Rückfalls erhaben. Der Graf nahm ihn in seine Herrschaft unter den vortheilhaftesten Bedingnissen; Edenfeld kaufte ihm einen der besten Höfe, und gab ihm noch fünfhundert Gulden zur Einrichtung. Alle Jahre besuchte Edenfeld seinen treuen Peter, und freute sich seines Wohlstandes, und seiner Kinder, die hoffnungsvoll heranwuchsen. Sie wurden ihm gleich an Größe der Seele, an Güte des Herzens, und bestätigten den Enkeln des guten Peters die Wahrheit: Das Gute bleibt nicht unbelohnt.

Die Folge des Hochmuths.

Mit vergeblicher Hoffnung schmeichelte sich Amalie, die Gräfin v. B. Sie glaubte an ihrem Sohne die Stütze ihres Alters, die Freude ihres Lebens zu finden: aber der betrügerische Schleyer, der ihre Augen umhüllte, zerriß, noch ehe sie starb. Sie sah das traurige Schicksal desjenigen, der bisher ein Gegenstand ihrer Verblendung war; sie ward traurig, als sie dachte, daß sie an ihrem Sohne einen Feind der menschlichen Gesellschaft hinterließ, denn nichts glich seinem Stolze, nichts seinem Hochmuth. Schrecklich ist der Tod, wenn so ein Gemälde unserm sterbenden Auge sich darstellt, denn, noch in dem letzten Augenblicke, wo alles Irdische für den Menschen aufhört, hängt sein Herz noch an dem sanften Gefühle der Menschlichkeit, und die Bilder des edlen Vergnügens sind noch Bilder der Freude, wenn sich auch unser Auge für diese Welt auf ewig schließt.

In solchen Zufällen ist ein vorwurffreyes Gewissen der einzige Trost, der uns noch übrig bleibt, wenn wir uns sagen könen: wir haben Alles gethan, was in unsern Kräften war; ist es nicht unsere Schuld, daß aus der Pflanze, die wir pflegten, eine Giftpflanze ward.

Die Gräfin Amalie bemerkte früh, daß in dem Herzen Ihres Sohnes die Anlage des äußersten Stolzes

war; sie versäumte nichts, diese aufkeimende thörichte Leidenschaft zu ersticken, aber all ihre Bemühungen waren vergebens.

Wir kennen die Menschen, den Gang ihrer Leidenschaften wirklich noch zu wenig, um sagen zu können, daß es unmöglich wäre, daß der Mensch mit der besten Erziehung nicht manchmahl zum Bösewicht werden könne. Wie viel Beyspiele haben wir nicht? — Zwey Söhne von den nähmlichen Eltern, mit den nähmlichen Erziehern, unter den nähmlichen Umständen, haben verschiedene Bildungen erhalten; worin liegt wohl dieses? — — Daß es in der Natur liege, ist außer Zweifel; aber zweifelhaft bleibt es noch immer, ob wir diese Räthsel schon entziffert haben.

Schwermüthig floß manche Stunde der Gräfin vorüber, wenn sie einen Blick auf ihren Zögling warf. Seine Glücksgüter, sein großer Nahme beruhigten sie nicht über sein zukünftiges Schicksal; sie besorgte Alles für ihn; denn in welche Abgründe stürzt Hochmuth und Stolz die Menschen nicht? Als einen Krieger, däuchte ihr, daß er das Blut seiner Soldaten unnütz verspritzen würde; als Unterthan wird er die Gesetze zu Boden treten; als Freund das Glück der Familien stürzen; als Liebhaber die heiligen Rechte des Geschlechts entweihen; mit einem Worte: Amalie fand keine Stelle, die seinem Charakter angemessen wäre. Könnte ich für dich nur vorsehen, sagte Amalie, daß du allein unglücklich würdest, so wäre ich getröstet; es

wäre die gerechte Folge deines Lasters, aber so sehe ich tausend Menschen im Unglücke schmachten, und sehe deinen Fuß auf den Nacken der Gebeugten.

Graf Franz schwieg still zu den Ermahnungen seiner Mutter; es schien, als wäre Empfänglichkeit in seiner Seele; aber der Eindruck, den ihre Lehre gemacht zu haben schien, war nur Schein, denn Franzens Charakter war fest, und aus Hochmuth antwortete er den sanften Worten seiner Mutter nicht. Das betrogene Gefühl verschlimmerte das Uebel, das man zu heilen suchte; die empörten Sinne vereinigten sich mit der Verachtung aller Hilfsmittel. Sie sah heller; das falsche Licht des guten Zutrauens zerstreute sich, und an die Stelle dieser treulosen Beruhigung trat die Verzweiflung. Amalie erkrankte; sie wünschte sich den Tod. Doch dergleichen Wünsche sind nur Wünsche des Augenblicks, in welchen der Schmerz jedes höhere Gefühl erstickt; der Gedanke, daß uns noch höhere Pflichten an die Welt ketten, macht uns unser Daseyn verehrungswerth, wenn auch unsere Sinne durch Leiden schon stumpf sind, und die Freuden dieses Daseyns nicht mehr zu fühlen.

Das Schicksal setzte in diesen Zeiten, als Amalie lebte, auf Frankreichs Thron Schönheit und Güte; ein glücklicher Hymen gab einer angebetheten Königin die heiligsten Rechte einer zärtlich geliebten Gattin. Das Schicksal manches Tugendhaften war in ihren Händen, denn sie hatte Einfluß auf sein Glück durch ihre Ver-

wendung. Sie konnte Gutes thun, und dem Uebel durch ihre Rathschläge vorbeugen, denn sie verband mit dem feinsten Gefühl den erhabensten Geist. So war die Königin. Diese Königin liebte die Gräfin Amalie, denn der Nahme Amalie war am Hofe geehrt, selbst von denen geehrt, die ihre eigene Person nicht ehrten. Amalie wagte einen Schritt, der die Größe ihres Charakters ganz auszeichnete, sie schrieb an die Königin.

Königin!

Das Zutrauen zu Ihro Majestät wird meine Kühnheit entschuldigen; vielmehr die Offenherzigkeit, mit der ich an Sie schreibe. Ich bin Mutter, und klage meinen eigenen Sohn vor Ihrem Throne an, und klage ihn darum an, damit ihn in spätern Zeiten nicht einst die Gesetze und die Menschen anklagen mögen.

Mein Sohn ist hochmüthig und stolz, und bewirbt sich nun um die Ehrenstellen, die sein verstorbener Vater hinterließ. Sein Nahme, seine Kühnheit, sein Ehrgeiß und sein Verstand könnten vielleicht den König bewegen, ihm diese Stellen mitzutheilen, aber ich bitte, sie ihm abzuschlagen, und ihn zu ewiger Unthätigkeit zu verdammen. Meine Bitte ist sonderlich; allein sie ist wahr, und wird Ihro Majestät keinen Verdacht eines Eigennutzes geben. Verzweiflung begleitet mich in mein Grab, daß ich genöthigt bin, um dieses zu bitten; allein die Pflicht gegen die Menschheit fordert es. Könnte doch mein Sohn seine eigenen Fehler einsehen, da er auf der Stirne jedes Menschen die Ver-

achtung lesen wird, die das Urtheil wider ihn ausspricht, so oft er in ihrem Zirkel erscheint. Ich bin ꝛc. ꝛc.

Die Seltenheit dieses Briefs wirkte auf das Herz der Königin. Man muß doch sehen, sagte sie sich, welche die Beweggründe seyn müssen, die diese Frau zu einem solchen Schritte geleitet haben. Immer muß man ehevor die Beweggründe untersuchen, ehe man an große Tugenden glaubt. Je größer die Seele ist, je behuthsamer muß sie seyn, um ihre Achtung gegen Unwürdige nicht zu verschwenden. Vielleicht hasset Amalie ihren Sohn; vielleicht ist dieser ihr Haß größer als ihr Haß gegen das Laster.

Durch diese Antwort, die die Königin an Amalien schrieb, gab sie die stärksten Beweise der Einsicht ihres Verstandes und der Güte ihres Herzens. Fehlen ist das Loos der Menschen, sagte sie; Unpartheylichkeit ist das Bedürfniß der Fürsten, und Bescheidenheit die Pflicht der Vertrauten. Die Königin versicherte Amalien, daß sie über die bewußte Sache Niemanden als den König sprechen würde, und daß sie versichert seyn sollte, daß der König seine Gunst ihrem Sohne niemahls entziehen wird, wenn Franz seine Gemüthsart verbessern sollte.

Amalie starb; traurige Wünsche und tröstende Worte waren das letzte Geschenk, das sie hienieden empfing, und jenseits hinüber brachte. Graf Franz war nun vollkommen frey; er hatte keine Fesseln mehr, die seine unbändige Gemüthsart einschränkten,

und er mißbrauchte bald seine Freyheit. Sein Stolz begleitete ihn auf jede Stufe, die er im gesellschaftlichen Leben betrat. Seine Wünsche, seine Handlungen, seine Begierden, Alles zeichnete seinen Hochmuth aus. An die Keckheit, sich mehr als Alles in der Welt zu schätzen, grenzte seine Verachtung seiner Mitbuhler auf dem Weg der Ehre. Nach seinen Begriffen besaß er Fähigkeiten zu jedem Dienste, nach seinem Eigendünkel Talente, die alle anderen überwiegen. Er schätzte Niemunden als sich selbst; die geringste seiner Handlungen war ihm von unendlichem Werthe, und unbedeutend die größte That eines seiner Nebenmenschen. Er sah, er hörte und fühlte nichts als sich selbst. Wenige Jahre gingen vorüber, und das ererbte Vermögen schmolz zusammen, und Graf Franz sah, daß er der Armuth bald nahe seyn würde; er dachte daher sein Schicksal zu verbessern, und entwarf sich Plane zu einer vortheilhaften Heirath. Geld war seine Absicht, nicht Liebe; er wollte keine Gattin, kein liebenswürdiges Geschöpf, das Gefühl und Zärtlichkeit mit ihm theilte, er wollte nur ein unglückliches Opfer des Vorurtheils, das, dem Ehrgeitz aufgeopfert, mit ihrem Gelde sich Fesseln des Unglücks schmieden sollte. Er wollte ein Weib des Geldes wegen haben. Seine Beredsamkeit verblendete wirklich einen vorurtheilvollen Vater, und er war bereit, seine Tochter in die Arme dieses Thoren zu werfen, allein die Nachricht kam zur Königin, und sie verhinderte es. Graf Franz wußte

die Ursache; aber er besserte sein Herz nicht. Jedes große Genie, sagte er, ist solchen Unfällen ausgesetzt.

Ist es wohl möglich, daß die Liebe in einem grausamen barbarischen Herzen einen Platz sucht? Die liebenswürdige Eingezogenheit, die Begleiterin der zarten Gefühle; jene süßen Sorgen, die die Liebe fühlet, können sie sich wohl mit einem Herzen verbinden, das keine Verdienste als die seinigen kennt? nein, dieser Kontrast liegt nicht in der Natur; ein Mensch, der unwürdig der Liebe ist, hat nichts als die Einbildung, daß er liebenswürdig sey. In diesem Irrthum befand sich auch Franzens seiner; er wollte in der Liebe Zerstreuung finden. Dreiste Blicke verkündigten der Tugend Wünsche, die sich bald in Unbilden verwandeln würden. Verstellte Demuth nährte den Irrthum seines Unternehmens, und beleidigte Anträge wurden mit Verachtung belohnt. Wenn er je bey einem Mädchen sich einer Gunstbezeugung schmeicheln konnte, so war diese Gunstbezeugung derjenigen gleich, die ein Sultan von seiner Sklavin erhält; seine Hoffnung gründete sich auf Furcht; sein Triumph auf Entweihung.

Oft erwachte er aus solchen Träumen; aber alle diese Träume belehrten ihn nicht beym Erwachen. Täglich sah er, wie ihn diejenige floh, die er bereits in seinen Ketten zu haben glaubte; doch Graf Franz beschuldigte nie sein Herz, sondern immer die Gegenstände seiner Liebe, denn er zählte sie unter die große Classe der Närrinnen.

Endlich gelang es ihm doch, einen redlichen Vater zu bethören; er erhielt die Tochter eines reichen Bürgers zum Weib, und machte nun neue Plane, seinen Hochmuth zu befriedigen. Niemand ist ein Prophet in seinem Vaterlande, sagte er, und ging ins Ausland, wo er glaubte, daß er mehrere Gelegenheit finden würde, seine Entwürfe auszuführen. Er machte tausend Versuche; aber die meisten waren unglücklich für ihn, denn was seine kaltblütige Ueberlegung entwarf, zernichtete seine rasche Ausführung. Der Zufall hatte ihn in Rücksicht seiner Heirath in solche Umstände gesetzt, in denen er mit mehrerer Philosophie und Genügsamkeit hätte zufrieden leben können; allein sein Stolz raubte ihm auch diese Aussicht. — Es fügte sich, daß er eines Tages in die Gesellschaft reicher Spieler kam; auch bey diesen wollte Graf Franz nicht nachgeben, und bildete sich ein, daß es Schande für ihn und Beleidigung seines Stolzes wäre, wenn das Glück ihm weichen sollte; er wollte dem ersten Spieler überlegen seyn, that ungeheure Wetten, verlor sein Geld, und kam bald in Armuth. Nun war Niemand unglücklicher als sein Weib, die, weil sie kein Geld mehr hatte, der Gegenstand seines Hasses war. Die Ketten, die sie an ihn verbanden, wurden ihm zur drückenden Last, und sein Gedanke war, sich von ihr gänzlich los zu machen. Er verließ sein Weib, und es gelang ihm, daß er in auswärtige Kriegsdienste kam. Er hatte Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und schwang sich durch seinen Muth, der von

seinem Stolze unterstützt wurde, bald zu einer ansehnlichen Offiziersstelle.

Nun machte er Bekanntschaft mit einem adelichen Fräulein; sie war schön und reich, und hatte die schönsten Aussichten des Glückes vor sich. Franz entdeckte hier neue Nahrung für seinen Stolz; seine erhöhete Fantasie mahlte ihm mit den reitzendsten Farben eine glänzende Zukunft vor, und sein Stolz führte ihn so weit, daß er vergaß, daß er schon ein Weib hatte, die elend auf ihn harrte. Er wagte es, und warb um das Fräulein. Sie nannte sich Emilie von Schönau; ein Kind voll Sanftmuth und Liebe. Franz wußte ihr Herz durch Schmeicheleyen zu gewinnen, und erhielt sie zum Weib. Die Verbindung war vorüber, und zwey volle Jahre lebte Franz im betäubenden Glücke. Zu stolz, als daß er je dachte, daß ein Zufall seine niedrige Handlung entdecken könnte, kam in seine Seele nie der Gedanke der unglücklichen Kaufmannstochter, die die heiligsten Bande an ihn kettete. Er lebte in den Tag hinein, und kannte keine andere Beschäftigung, als die, sich immer höher zu schwingen. Es gelang ihm auch wirklich, daß er es durch die Gunst der Großen, die er durch die ansehnliche Heirath mit Emilien erwarb, die ansehnlichste Charge als Generalissimus erhielt. Schon war das Dekret seiner Beförderung ausgefertigt, als Emiliens Bruder, ein ehrenvoller und würdiger Mann, die Nachricht von seiner ersten Verheirathung erhielt. Man kann sich denken, in welcher Verfassung dieser Edle war, als er über-

dachte, wie man seine Familie hintergangen, seine Schwester entehrt hatte. Er kam auf Franzens Zimmer, und sagte ihm, daß er eine Sache von Wichtigkeit mit ihm zu sprechen hätte. Es wurde ein Spaziergang vorgeschlagen; die Unterredung war von beyden Seiten hitzig, und endete sich mit einem Zweykampfe, in welchem der unglückliche Schönau fiel.

Nun war Franz der Schänder einer Familie, der Räuber des Reichthums eines redlichen Bürgermädchens, und der Mörder des Redlichsten der Menschen; aber sein Stolz erkannte sich bey diesen Allem noch nicht. Die Sache wurde ruchbar, und kam zum König. Emilie, die ihren Gatten liebte, wandte Alles an, die Sache in Güte zu vermitteln; man wollte die Kaufmannstochter kommen lassen, sie versorgen, und in bessere Umstände setzen; aber der Stolz ließ nicht zu, daß Franz einen Schritt zu seinem Glücke wagte. Er läugnete Alles, und glaubte selbst der Wahrheit und Ueberzeugung trotzen zu können. Endlich als er gar kein Mittel zu seiner Rettung mehr übrig sah, wählte er das traurigste Ende seines Lebens, und wurde zum Selbstmörder.

So hörte Franz zu seyn auf, und Verachtung der Menschheit folgte ihm in die Grube. Sein Stolz erstickte das zärtlichste Gefühl der Kindesliebe gegen seine Mutter, die Wonne des Gatten, das Vergnügen der Freundschaft, und führte ihn stufenweise vom ungehorsamen Kinde zum Verächter der Gesetze. Er entehrte die Menschheit, die Freundschaft, die Liebe; war ein

Betrüger, ein Räubrr, ein Mörder und ein Selbstmörder. — — Diese sind die Folgen des unbegrenzten Stolzes: wollte Gott, diese Geschichte wäre die letzte in unserm Jahrhundert! —

Alzahel, eine arabische Geschichte.

Mein Vater hatte ein Landhaus in der Gegend von Bagdad. Noch war ich kaum sechs Jahre alt, als eine Räuberrotte dieses Landhaus zerstörte. Meine Freunde und Verwandte wurden ermordet und meine Habschaften geplündert. Nur die Thränen der Weiber und der Kinder bewogen die Barbaren, daß sie ihrer schonten. Sie wurden als Gefangene fortgeführt. Unter dieser Anzahl der Unglücklichen war auch ich. Das Schicksal lieferte mich in die Hände des Akahida, eines der ersten Anführer dieser Räuber. Ich wurde in eine kleine Stadt von Akahida geführt, und dort übergab er mich der Obsorge seines Vaters Abariel.

Ich erinnere mich nur noch im Dunkeln der ersten Auftritte meines Lebens; ich war noch in einem so zarten Alter, daß sich die Zufälle meines aufkeimenden Lebens nur halb und halb in mein Gedächtniß drückten, und in meinen ältern Jahren hüthete man sich sehr, mich der vergangenen zu erinnern. Mein Geist und mein Herz bildeten sich unter der weisen Aufsicht

des klugen Abariel. Dieser ehrwürdige Greis lies mir durch sein Betragen bald die Härte meines ganzen Schicksales vergessen; er vertrat Vaterstelle an mir, und seine Sorge räumte ihm in meinem Herzen bald alle jene Liebe ein, die man dem Urheber seines Lebens sonst schuldig ist. Mit einem Worte: ich liebte ihn, wie meinen Vater.

Abariel entgegen liebte mich nicht minder; er nahm Antheil an meinem traurigen Schicksale; er liebte mein unschuldiges, ungezwungenes Wesen, und mein zartes Gefühl; die rührenden Ausdrücke meiner Erkenntlichkeit entlockten seinem Auge manche Thräne. Ich versüßte ihm sein Alter, und war der Trost seiner Jahre.

Dieser ehrwürdige Greis besaß eine edle Seele — eine Seele, die so selten unter den Menschen ist, besonders unter denjenigen, die altes Herkommen und barbarische Gewohnheiten zu Geißeln der Menschheit gemacht haben. Im Zirkel blutgieriger Menschen erhielt Abariel seine edle Denkart, und sein Herz war voll jener heiligen Einfalt, die die Zierde der ersten Menschen war. Er verabscheute in seinem Herzen das grausame Verfahren seiner Landsleute; nie konnte er sich an ihre herumschweifende Lebensart gewöhnen, und nie nahm er Antheil an dem Gewinnste, der Gewalt und der Räuberey. Sein Leben floß still und ruhig dahin; glücklich war er in seiner Seele; aber gehaßt von denen, die ihn umgaben. Seine reinen ungeheuchelten Sitten,

waren Beleidigung für sein Vaterland, und sein untadelhaftes Leben ein ewiger Vorwurf der Bösen.

Abariel, der liebenswürdigste der Menschen, wurde von dem größten Theile seiner Mitbürger verfolgt.

Im Lande der Bösen ist die Tugend selbst Beleidigung, so wie es im Lande der Buckligen ein Verbrechen ist, gerade zu seyn. Wenn der Rechtschaffene in einer Gegend dem Tadel seiner Rechtschaffenheit halber ausgesetzt ist, so ist es ein Zeichen, daß der Unedlen noch sehr viele sind. Neid und Scheelsucht entstehen daher, und man bemüht sich, den natürlichen Glanz der Tugend, dem das Laster selbst seinen Werth nicht absprechen kann, soviel als möglich ist, zu verdunkeln. Das allgemeine Gefühl des Edlen ligt im Herzen jedes Menschen; selbst der Boshafte kennt den Werth der Tugend, nur bringt er sie nicht in Ausübung; er fühlet dann seinen Abstand an der Seite des Edlen, und sein Selbststolz fängt an, den zu verkleinern, der edler als er ist.

Die Wahrheit dieser Sätze kann im gemeinschaftlichen Leben genau beobachtet werden. Die meisten Menschen, anstatt von dem Guten gerührt zu werden, und es nachzuahmen, suchen die Eindrücke des Guten zu verdunkeln, damit sie weniger beschämt, weniger unedel scheinen. Allein die Tugend behält immer ihre Größe; vergebens heben sich Dünste empor, um die majestätische Sonne zu verdunkeln; Alles zerstreut sich mit der Zeit, und nur das behält seinen Werth, was

wahr ist. Es gibt Zeitpunkte im Menschenleben, wo selbst der Bösewicht Zuflucht zu dem Tugendhaften nimmt.

So erging es auch dem weisen Abariel. Die Edlern seiner Kompatrioten schätzten ihn, und auch nur diese Hochschätzung hat in den Augen des Vernünftigen einen Werth.

In Angelegenheiten von Zwietracht und Zank, die so gewöhnlich bey Räubereyen entstehen, wo Habsucht und niedriges Interesse die Menschen leitet — selbst in Unglücksfällen, wo der Druck der leidenden Menschheit den Drang zur Tugend und den Wunsch nach edleren Gesinnungen erregt, kam man zu Abariel. Bald mußte er entscheiden, bald rathen, bald urtheilen, bald mußte er helfen. Selbst die, die seine Feinde waren, fühlten die Billigkeit seiner Aussprüche, und unterwarfen sich gerne seinen Worten, wenn sie auch gleich seinen Handlungen nicht folgten.

Bey allen den rühmlichen Eigenschaften war doch Abariel nicht ohne Fehler, denn ist Fehlen nicht der allgemeine Tribut der Menschheit? und wo ist der, der von Fehlern frey ist? — Geringe, in sich selbst zwar unbedeutende Fehler verfinsterten doch in etwas seine so glänzenden Gaben. Man sagte, er war schüchtern und leichtgläubig — freylich Fehler; aber es frägt sich doch immer, ob diese Fehler nicht das gute Herz zum Grunde haben? Ein stilles, ruhiges Leben war seine Freude; er floh jeden Schein, der seine Ruhe stören

könnte. Sein Ansehen, seine Macht, sein Einfluß auf die Gemüther der Menschen räumten ihm viele Vorzüge ein, wenn er mehr Thätigkeit besessen hätte, den wilden Leidenschaften seiner Nation Einhalt zu thun; doch der schwache Abariel getraute sich nicht, dieses große Werk zu unternehmen. Selbst seinem wilden Sohne Akahida setzte er durch Ernst in seiner Grausamkeit keine Schranken; er sprach ihm nur mit Güte zu, allein Güte vermochte nichts über seine barbarische Denkart.

Wie traurig ist es aber nicht für den Guten, unter Menschen zu leben, die so weit unter dem Guten sind! — Eben der sanfte, gute, mitleidige Mensch glaubt, daß die übrigen Menschen auch durch Güte, Liebe und Sanftmuth zu leiten wären; er kann sich den Gedanken gar nicht denken, daß die herrlichsten Gefühle der Menschheit ganz ohne Wirkung über Menschenherzen abgleiten können, und doch gleiten sie ab, wie der Thau, welcher den kahlen Felsen fruchtlos befeuchtet, und die welkende Rose aufrecht erhält.

Meine erste Jugend brachte ich bey Abariel zu. Jeden Tag vermehrte sich seine Liebe gegen mich, und sein Entschluß war, mich täglich mehr an ihn zu heften. Es liegt wieder in der Natur des Guten, daß er Anhänglichkeit suchet — selbst in der Menschheit liegt es; nur Leidenschaften und Egoismus rauben uns die gegenseitigen Stützen, und zertrennen die Kette der Liebe, welche die Gottheit vom Engel bis zum Wurme zog. Was ist die Freude ohne Theilnahme? — Was Genuß ohne Mit-

genuß? — Dieses große Bedürfniß — der erste Keim der Liebe ist tief in unsre Seele gewebt, und man verläugnet ihn vergebens. Sehet den einsamen Schwärmer, den menschenscheuen Einsiedler, den Unglück oder Vorurtheile unter Mauern versperren, oder in Wildnisse verbannen — jeder sucht Theilnahme, jeder einen Gegenstand, der an seinen Freuden oder an seinem Kummer Theil nimmt. Ein Hund, ein Vogel, ein lebloses Bild muß oft den mangelnden Gegenstand ersetzen, und ist der Mensch so weit ins Elend gesunken, daß kein lebendes Geschöpf seine Empfindungen mit ihm theilt, so streckt er seine Arme nach leblosen Dingen aus, klagt seinen Kummer dem unempfindlichen Stein, und tränkt mit seinen Thränen die Blume, die in der Einöde blühet.

Ich war Akahidas Sklave; meine Jugend war bisher die Ursache, daß er mich noch nicht zu seinen Diensten brauchte; doch sein Entschluß war fest, mich bey reiferen Jahren unter seine Rotte zu stoßen. Abaziel sah es vor, und um mich vor diesem Unglücke zu schützen, wollte er mich diesem grausamen Menschen entreißen, und kaufte mich bey seinem Sohne los, der von seinem Vater doppeltes Geld für mich begehrte.

Es läßt sich hier eine schreckliche Bemerkung über die Menschheit machen, wenn man dem Geiste der Handlung nachdenkt. Da schweigen alle Gefühle des Menschen; nur Gewinn ist die entscheidende Richtschnur. Es liegt ein fürchterlicher Mechanismus im

Handel und Wandel; jeder Tag gibt uns Proben davon, und der Handel ist immer Handel, ob er Menschen= oder Waarenhandel ist.

Kaum war ich in Abariels Macht, als er es mir mit dem zärtlichsten Ausdruck verkündigte: du bist nun mein Sohn, sagte er, und das Glück wollte es endlich, daß ich einen Sohn an dir fand.

Abariel überhäufte mich mit Zärtlichkeiten, ich mußte mein Sklavenkleid ablegen, und er gab mir die Kleidung seiner Kinder. Du bist frey, fuhr er fort, Alzahel; die Ketten, die du in Zukunft tragen sollst, sollen dir leicht werden, sie sollen Ketten der Freundschaft und der Liebe seyn. — Dann entdeckte er mir sein Vorhaben, welches darin bestand, mich mit Zulima zu verbinden. Zulima war ein herrliches Mädchen; ich habe ihrer bisher noch nicht erwähnt; ich wurde mit ihr in Abariels Hause erzogen, und schon in den ersten Jahren machte sie tiefen Eindruck auf mein Herz. Freude und Dankbarkeit raubten mir die Sprache; ich fand keine Worte, meinem Gutthäter zu danken. Ich fiel zu seinen Füßen, und umarmte seine Knie. Abariel war gerührt, er umarmte mich, und hob mich auf, er selbst konnte kein Wort sprechen, und ging zurück auf sein Zimmer, berauscht von jener seligen Freude, die nur der fühlt, der eine tugendhafte Seele hat.

Zulima war jung und schön, und wie ich sagte, ihre Reitze wirkten tief auf mein empfindsames Herz.

Ich liebte sie lange schon; aber ich unterdrückte diese Leidenschaft, oder vielmehr ich suchte sie zu verbergen, weil ich besorgte, sie könnte traurige Folgen für mich haben.

Zulima war die Tochter des grausamen Akahida. Dieser Gedanke allein erschütterte meine Seele, und hemmte den Kreislauf meines Blutes vor Schrecken. Die stolze und grausame Gemüthsart der Araber war mir nicht unbekannt; und ich hätte Alles gethan, diese Leidenschaft in meinem Busen zu ersticken. So glomm die Glut der Liebe für Zulima nur in meinem Herzen, und wurde erst zur Flamme, als Abariel ihr neues Leben gab. Meine ersten Gefühle erwachten und behaupteten ihre Rechte durch ihre Stärke, oder vielmehr ich fühlte etwas, das ich bisher noch nie fühlte. Mein Herz war muthvoll, und eine Kühnheit, die ich bisher noch nicht kannte, bemächtigte sich meiner Seele. Zulima ist werth, sagte mir eine Stimme, daß man Alles für sie waget. Was will die unvermögende Wuth eines Akahida gegen die Liebe? — Sie ist die stärkste der Leidenschaften, die Gebietherin über Alles, was ist. Zulimas Besitz ist werth, daß man Alles für sie waget. So dachte ich, und bald unterrichtete ich den Gegenstand meiner Denkart.

Die zärtliche Zulima, unterstützt durch die Rathschläge des guten Abariel, überließ sich auch ganz dem Hange ihres Herzens. Bisher war sie noch immer zurückhaltend; unüberwindliche Hindernisse, die sie vorsah,

hemmten das Gefühl ihrer Gegenliebe, und ihre Klugheit setzte meiner Zudringlichkeit eine gewisse Kälte entgegen, die mich fast zur Verzweiflung brachte. Ich glaubte, daß sie mich nicht liebte, und ich beschuldigte die Thräne, die der Liebe floß, einer Art von Verachtung. Gott! wie ungerecht war ich; oder vielmehr, wie wenig kannte ich die Liebe! — wie wenig wußte ich, was jene zärtliche und gefühlvolle Sorgfalt eines liebenden Herzens vermochte, das den Drang der Liebe selbst dem geliebten Gegenstande aufopfert!

Abariel beobachtete Alles genau, und da er mich und Zulima liebte, so wollte er die Tage unserer Jugend nicht trüben; er kannte zwar die grausame Gemüthsart seines Sohnes, und wußte, daß er vielleicht Alles wagen würde, unsere Liebe zu zerstören, und das Band zu trennen, das Abariel knüpfen wollte. Abariel wußte auch, wie wenig er über das Herz des Akahida vermochte, und faßte daher den Entschluß, unsere Liebe im Stillen zu begünstigen, und uns in Geheim zu verheirathen.

Die Gesetze des Landes unterstützten Abariels Vorhaben, denn die väterliche Gewalt wird weder durch den Stand, noch durch das Alter geändert. In Abariels Gegenwart schwur ich also dem Gegenstande meiner Liebe ewige Treue — in seiner Gegenwart pflückte ich von ihrem Rosenmunde die ersten Küsse der Liebe, die das Siegel unnennnbarer Empfindungen sind — Empfindungen, die nur edlere Herzen fühlen, ohne die Unschuld zu beleidigen, und die Zärtlichkeit zu beschämen.

Akahida erhielt bald Nachricht von unserer Verbindung, und die Heftigkeit seines aufbrausenden Charakters hätte mir bald das Leben gekostet. Er schwur mir den Tod. Ich sah die schwarzen Wolken der Zukunft, die über meinen Scheitel heraufzogen; aber sie hätten mich nicht erschreckt, wenn ich nicht um Zulima's Leben besorgt gewesen wäre. Man hört ganz für sich zu leben auf, wenn man für Andere lebt, und wenn ein Herz einmahl so liebt, wie ich Zulima liebte, so ist sein Wohl, sein Daseyn und seine Existenz nur in dem Gegenstande seiner Liebe. Ich floh in die Arme des guten Abariels; doch — er war ohne Thätigkeit und unentschlossen. Furcht und Hoffnung entnervten seine Seele, und er überließ uns dem grausamsten Schicksale, das doch nur er allein hätte lindern, oder gar heben können. Verzweiflungsvoll suchte ich Hilfe, und fand sie nicht; ich streckte meine Arme nach Freunden aus; aber keiner war da, der mir seine Brust reichte, an der ich mein trauriges Schicksal hätte ausweinen können.

Eine gute Seele glaubt wieder gute Seelen zu finden, und der empfindsame Unglückliche bildet sich ein, wieder empfindsame Menschen zu finden, die Antheil an seinem Schicksale nehmen. So erging es mir. Ich fand Mirza, einen abscheulichen, niederträchtigen Verräther. Menschenfreundlichkeit und Wohlwollen war auf seiner Stirne, und sein sanftes, lächelndes Auge blickte jedem Menschen Zutrauen ins Herz. Er war Akahida's geheimer Freund, versprach ihm, mich seiner Wuth zu

überliefern. Er suchte mich mit einer heitern Stirne auf, Theilnahme war in seinem Auge, da er mich umarmte; Honig floß von seiner Zunge; er wußte mein Unglück, er kannte meine Sorgen; er sagte mir, daß er mich seit lange schon liebte; daß mein sanfter Charakter, die Stille meiner Sitten und die Einfalt meines Wesens seine Seele lang an die meinige kettete; daß ein sympathetisches Gefühl ihn ganz zu meinem Freunde machte. Er nahm Theil an meinem Schicksale — am Schicksale der guten Zulima. Sein Haus, seinen Reichthum, sein Leben selbst both er mir an, um mich und Zulima zu retten, und wenn er auch selbst das Opfer der Wuth des grausamen Akahida werden sollte. So war das Bild des falschen Mirza; und wen hätte dieses Bild nicht betrogen? Wer würde seiner Offenherzigkeit, seiner ungeheuchelten Miene nicht getraut haben? wem würden seine betrügerischen Lügen — wem seine verstellungsvolle Tücke nicht hintergangen haben? — Ich kannte die Menschen noch zu wenig; ich beurtheilte sie alle nach meinem Herzen, und wußte nicht, daß es unter ihnen Treulose, Betrüger und Heuchler gäbe. Ich umarmte den Bösewicht, überhäufte ihn mit Liebkosungen, erwählte sein Haus zum Zufluchtsort meiner Zulima, und sagte ihm die Stunde, in der ich mit Zulima bey ihm seyn würde.

Kaum verließ ich Mirza, als ich zu Abariel hinfloh! — wie könnt' ich den Augenblick meines höchsten Unglücks noch überleben! — Abariel lag hingestreckt

ohne Bewußtseyn; sein Haus, seine Thüren waren aufgesprengt; Alles verkündigte das Bild der Gewalt und der Verheerung. Dieses war der traurige Auftritt der sich meinen Augen darstellte. In diesem Augenblicke übersah ich die ganze Folgenreihe meines Unglückes. Zulima! rief ich aus, geliebte Zulima! wo bist du; was ist dir geschehen? Abariel öffnete seine Augen bey meiner Stimme; o mein Sohn! sprach er mit halb gebrochenen Tönen; fliehe vor dem Zorne des grausamen Akahida; er war's, der Zulima raubte.

Ich erwartete nicht mehr aus seinem Munde zu hören; meine Blicke erneuerten dem schwachen Abariel alle Vorwürfe, und da ich ihn verließ, so fühlte er nur zu stark die Verachtung, die ich in meiner Seele gegen seine Schwachheit fühlte. Da mein Schmerz am äußersten war, so war ich selbst in diesen Augenblicken gegen Abariel undankbar und grausam; er antwortete mir nur mit diesen Worten: Und du auch, mein Sohn! — und da hob er sein thränenvolles Auge zum Himmel, und Seufzer erstickten seine Stimme. Mein Zustand war zu heftig, um überlegen zu können, in welcher Lage ich den guten Abariel verließ. Ich dachte auf keinen andern Gegenstand mehr, als auf Zulima. Der treulose Mirza war noch der einzige, der mir in meinem elenden Zustande übrig blieb. Ich hielt ihn für meinen Freund, und suchte Hilfe in seinen Armen. Er war schon von meinem Unglücke unterrichtet; schon sah er Zulima; schon war er Zeuge ihres Schmerzes und ihrer Thränen,

Seine Freundschaft, drückte er sich aus, war für unser Wohl nicht müßig; er hätte schon die Anstalten getroffen, Zulima in meine Arme zu liefern. Die kommende Nacht sollt' ich sie sehen. So war die List, die er ausdachte.

Zulima war in einem Thurme in der Veste des Akahida versperrt. Dieser Thurm war von einer Seite von den Wellen des Meeres geschützt; von der andern waren tiefe Gräben, die den Zugang unmöglich machten. Von der Meeresseite sollte ich durch einen Kahn mich dem Gefängnisse nähern und mittels einer Strickleiter, die Mirza schon bereit hielt, zur Zulima kommen. Freude verursachte mir dieser Anschlag, denn zu gleicher Zeit gab er mir die Hoffnung, meine Zulima zu retten. Meine Einbildungskraft stellte mir Zulima's Rettung ganz leicht vor; schon glaubte ich sie in meinen Armen zu haben; schon glaubte ich, daß die stürmenden Wogen des Meeres, mitleidiger als Menschen, Antheil an unserm Schicksale nehmen, und uns an glücklichere Ufer führen würden. Von Neuem erschöpfte ich mich durch Liebkosungen und Dankgefühle gegen Mirza. Ich überhäufte ihn mit Küssen; nennte ihn meinen Freund, meinen Erretter, und der Bösewicht nahm diese heiligen Nahmen als bekannt an, und spielte seine Rolle bis zur Unverschämtheit. Er hörte mit einer Art von Eingezogenheit meine Lobeserhebungen an, und drückte mich an seine Brust, die voll von Falschheit war. Meine Seele war bey dieser Täuschung doch

heiter; ähnlich war ich dem unschuldigen Lamme, das zum Opferheerd geführt wird, und noch freudig die Wiesen durchhüpft, wo der Altar steht, auf dem es bluten soll.

Hoffnung und Freude kehrten in meine trostlose Seele wieder; doch wollt' ich nicht mehr zu Abariel zurück; ich konnt' es mir nicht sagen, was mich davon abhielt.

Ich wandelte indessen in einsamen Gegenden, die mich vor den Augen des grausamen Akahida sicherten; vertieft in Gedanken, machte ich tausend Entwüfe, und schwärmte im Gebüsche in süßen Träumereyen, als ich plötzlich von einem Unbekannten aus meinem Traume geweckt wurde. Dieser überreichte mir ein Billet, und ohne ein Wort zu sagen, zog er sich zurück, und ließ mir keine Zeit, ihn zu fragen. Ich öffnete dieses Blatt, und noch zittere ich, wenn ich an dessen Inhalt denke. Es lautete so:

Traue dem Verräther Mirza nicht; er ist mit Akahida verstanden; ein Mitverschworner zu deinem Untergange. Statt daß du deine zärtliche Zulima findest, wird man dich in die Hände deiner Todesfeinde liefern. Der Entwurf ist gemacht. Man wird die Strickleiter entzwey brechen, wenn du an der Höhe des Thurmes bist, und dich in die Wellen des Meeres stürzen. Sieh dich vor wider die Fallstricke, die man dir legt. Es wird dir leicht seyn, sie zu hintergehen; aber du mußt doch kommen; wenn du nicht kommst, ist Zulima

für dich ewig verloren, denn man weiß, daß nur sie dir diese Nachricht hat geben können.

Deine

Zulima.

Es wäre überflüßig, hier ein Gemälde meiner Verwirrung zu entwerfen. Tausend Gedanken flogen durch meine Seele, und doch dachte ich keinen Gedanken deutlicher, als den, meine Zulima zu retten.

Ich suchte daher, einen Schifferkahn zu erwischen, und brachte in selben meine besten Habschaften. Ich erwartete dann die Nacht; als Finsterniß die Gegend umhüllte, setzte ich mich in den Kahn, und ruderte dem Thurme zu. Die Nacht war stille, das Meer ruhig; ich beobachtete Licht an einer Oeffnung des Thurmes, die aber ziemlich hoch war. Als man in der Stille der Nacht die Bewegungen meines Kahns hörte, und meine Annäherung, so öffnete sich dort ein Fenster. Ich beobachtete, daß man langsam und mit Vorsicht einen Strick mit einem Querbalken herabließ, worauf ich mich hätte setzen sollen. Ich merkte die List, wovon ich bereits unterrichtet war, und band unbedeutende Kleiderstücke, die ich mit Steinen beschwerte, an den Strick, so, daß sie die Schwere eines Mannes ausmachen möchten. Als Alles richtig war, gab ich das Signal, und versteckte mich seitwärts am Thurme in ein Gebüsch. Man zog auf, und als man meinte, daß ich die Mitte des Thurms erreichte, so ließ man

den Strick nach, und die Last stürzte unter einem schrecklichen Getümmel tief ins Meer hinab, worauf ein ganzer Platzregen von Steinen kam, die man von der Höhe des Thurms nachschickte. Ich hielt mich ganz leise in meinem Hinterhalt, und hörte das Freudengeschrey meiner Feinde. Sie glaubten mich schon in den Wellen begraben, sie frohlockten über ihre Rache, und spotteten meines Unglücks. Ich ruderte soviel als mir möglich war, und war bereits schon weit im hohen Meere, als die Sonne aufging. Ich versah mich mit weniger Rüstung zu meinem nöthigen Unterhalt, und ich würde dem leichtesten Sturme nicht entgangen seyn, wenn mich nicht ein Zufall gerettet hätte. Am Morgen entdeckte ich Land, und tausend neue Gedanken marterten meine Seele. Ich entfernte mich von Zulima; jeder Schritt, den ich machte, entfernte mich mehr von Zulima, und schon glaubte ich, daß uns unermeßliche Räume trennten. Mein Herz glich dem Herzen eines Todten; kein Band kettete mich mehr an das Leben; alle meine Bewegungen waren unwillkührlich, und mein einziger Wunsch war, mich selbst vergessen zu können. Doch ging ich immer, und ließ meine Barke am Strande, und kam (ich wußte selbst nicht auf welche Art) nach Bagdad.

Haru, der weiseste der Califen, war am Staatsruder. Das Volk war unter dem Szepter dieses tugendhaften Fürsten glücklich. Reichthum ohne Pracht ließ sich in Bagdads Gegenden bewundern, und alle benach=

barte Länder waren voll von dem Gerüchte, welches den Califen Ruhm verbreitete.

Die schöne Gegend, die Monumente von Haruns Ruhm, die man in der Zufriedenheit seiner Unterthanen, in dem Auge jedes Bürgers las, zerstreuten mich, und ließen mich mein Unglück auf einige Augenblicke vergessen. Doch zauderte ich nicht, Hilfe in einer Stadt zu suchen, wo ich hoffen konnte, daß man der Menschheit auch eine Wohnung vergönnet. Ich war unbekümmert, Nahrung zu finden, obwohl ich bey den Arabern kein einziges Handwerk erlernt hatte, denn außer Raub und Mord kennt dieses kriegerische Volk keine Bestimmung. Ich ging daher zu einer Carawane, und both meine Dienste den Reisenden an. Ich änderte meinen Nahmen, und nannte mich Nurzadab, und dieses — — ich weiß selbst nicht warum. Ich glaubte, Jedermann könnte mein Unglück an meiner Stirne lesen, und ich scheute mich vor meinem Nahmen selbst, weil er die Erinnerung meines Unglückes war.

Der dritte Mond war am Himmel seit meiner Entfernung von Zulima; ich war traurig und nachdenkend; die Augenblicke meiner Ruhe weihte ich dem theuren Andenken meiner Geliebten, und fand Trost in meinem Schmerze; meine Thränen waren selbst Erquickung für mein bedrängtes Herz. Ich saß einst einsam unter einen Gebüsche, als ich beobachtete, daß ich die Aufmerksamkeit zweyer Reisenden auf mich zog. Sie entfernten sich aber schnell; ich wollte ihnen nach; doch

blieb ich wieder; ich bin unglücklich, dachte ich, und wo findet man Menschen, die Freunde der Unglücklichen sind? — Den andern Morgen frühe kam ein Sklave zu mir. Nurzadab, fing er an, und nahm mich bey der Hand, du bist glücklich; folge mir. — Ich folgte ihm. Was hat der Unglückliche noch zu verlieren, für den schon Alles verloren ist? Er führte mich nach Bagdad zurück, bis in einen abgelegenen Winkel der Stadt, denn nichts schien mir an ihm verdächtig, nichts gefährlich. Er führte mich in ein unbekanntes Haus, öffnetete mir eine Thüre, und schloß sie schnell hinter mir zu. Da fand ich zwey Fremdlinge, die ihre Gesichter in ihre Kleidung verhüllten. Was hast du mit meiner Tochter gethan? schrie einer mit fürchterlicher Stimme; es war Akahida; das Blut stockte in meinen Adern bey seinem Anblick; er warf mich zu Boden, und Wuth blitzte aus seinen Augen.

Wenn dieser Unglückliche nicht gestehen will, wo er deine Tochter hinflüchtete, sagte der zweyte Fremdling, und dieser war Mirza, so lasse ich ihn auf die Folter legen, und erzwinge durch Martern die Wahrheit. Mirza sagte dieses in einem Tone — in einem Tone, der ihm ganz eigen war, denn bey der äußersten Unempfindlichkeit seines Herzens deckte kaltblütige Ruhe seine eiserne Stirne. Nein, sagte Akahida, der zwar eine grausame Seele hatte, aber doch nicht so böse wie Mirza war. Er konnte wohl morden, aber nur in der Hitze

seines Zornes morden; der Andere aber mordete kaltblütig und ruhig. Nein, sagte Akahida, du mußt sterben; er zückte sein Schwert; schon blinkte der Stahl über meinem Haupt; der Trieb der Selbsterhaltung, der so mächtig in unserm Wesen liegt, gab mir Kräfte und Waffen; mein Blick voll Demuth entwaffnete den Barbaren. Ich will meine Hände, schrie er auf, mit dem Blute dieses Unseligen nicht beflecken. Er übergab mich dem grausamen Mirza. Mirza stellte den Dolch auf meine Brust. Dein Leben steht für Zulima, fing er an; vergebens schützte ich meine Unschuld vor; meine Bitte erweichte den Tirannen nicht, und meine Thränen floßen ohne Frucht vor dem Barbaren; er zerriß mit seinem Dolche meine Haut, und versetzte mir etliche Wunden; endlich ergriff ich seinen Dolch, drehte ihn aus seiner Hand, und stieß ihn zurück, daß er zu Boden sank. Er schrie um Hilfe, die Thüre öffnete sich, und der Calife drang mit Bewaffneten ein. Schrecken überdeckte das Angesicht meiner Feinde; der Calif war schon von Allem unterrichtet, denn der Sklave, der mich nach Bagdad führte, war einer der Aufseher der Polizey, den der Calife zu meiner Rettung bestimmt hatte. Unter den Soldaten des Califen wurde ich Zulima gewahr. Wer kann nun meine Freude, wer mein Entzücken schildern! — Vergebens verkleidet sich der Gegenstand der Liebe vor den Augen des Liebenden. Ich floh zu ihr, stürzte mich zu ihren Füßen, und sie warf sich in meine Arme. Der Calife war erstaunt, und er hörte die ganze Geschichte

unserer Liebe. Er bedauerte den guten Abariel, der zu schwach war, alle diese Zufälle des Lebens auszuhalten, die er erduldete, und der bereits aus Gram und Betrübniß sein Auge schloß. Er bewunderte Zulima, die noch die nehmliche Nacht, als ich sie retten wollte, unter der Kleidung der Wache mit einem mitleidigen Sklaven entfloh, und mich in Bagdad aufsuchte.

Der Calif sorgte für unser Glück; allein Akahida war immer unversöhnlich, immer noch wüthend; er verließ Bagdad, und voll Verzweiflung, daß er die Absicht seiner Rache vereitelt sah, ermordete er sich selbst; Mirza wurde das Opfer der Gerechtigkeit; der Calif ließ das Urtheil über ihn sprechen; er endete sein Leben, und Schande folgte ihm noch in die Grube nach.

Ich lebte glückliche Tage an Zulima's Seite; der Calif, den ich liebte, und von dem ich geliebt wurde, überhäufte mich mit Gnaden, und ich sehnte mich mit der Menschheit wieder aus, wider die mich so viele Unglücksfälle empört hatten; ich fühlte, daß es Bösewichter hienieden gebe — abscheuliche Bösewichter, die die Natur beschimpfen, den Nahmen der Menschheit entehren; doch beobachtete ich, daß auch die Tugend noch ihre Anbether hat, und daß dem Gefühle der Menschheit auch noch Altäre gebaut sind. Ich bedaure nur die, die ihre Leidenschaften in den Abgrund des Elendes stürzen, und beweine das Schicksal dieser Unglücklichen. Es liegt in den ewigen Verhältnissen der Natur, daß das Gute die Folge des Guten und das Böse die Folge des Bö-

sen ist. Wenn auch die Tugend unterdrückt wird, so ist doch kein Sterblicher im Stande, sie zu zertreten; sie behauptet immer ihre Rechte, und lohnt den, der es verdient; und wenn gleich das Laster glücklich scheint, in Reichthum und in Wohlleben schwebt, so kommen doch die Tage seines Falles — bey Einem früher, bey dem Andern später.

A z e m i r.

Ich verließ Gallipolis, wo ich geboren ward, und ging nach Creta, Aristäen zu besuchen, der der Freund meines Vaters war. Schon einige Jahre hielt er sich in dieser Insel auf, wo der weise Minos Gesetze gab. Die Tugend dieses Fürsten lockte eine Menge Fremdlinge nach Creta; denn man zog es jedem andern Lande vor, weil Tugend und Weisheit da herrschten.

Eines Tages, als ich an dem Ufer eines hellen Baches wandelte, die Fluthen besah, die dem Krystall an Klarheit glichen, und über einen Silbersand in einsame Thäler hinrollten, wurde ich jählings in meinen Träumereyen durch den Anblick eines unermeßlichen Waldes geweckt, wo ich unbemerkt hinkam, und dessen majestätisches Dunkel einen heiligen Schauder verursachte. Ich ging in den Wald, und kreuzte eine Zeitlang durch die himmelhohen Bäume, ohne daß ich wußte,

wo ich hinkam: endlich warf ich mich aus Müdigkeit unter eine eine Eiche, deren majestätisches Haupt fast an die Wolken drang, und derer Wurzeln eine Quelle befeuchtete, die eine angenehme Kühle weit umher verbreitete. Das sanfte Geräusch dieses Wassers hemmte eine Zeit lang die Thätigkeit meiner Seele, und ein tiefer Schlaf überfiel mich. Ich hatte einen wunderlichen Traum, und nur die Gottheit, der dieser Ort heilig war, konnte mich ihn träumen lassen. Ein ehrwürdiger Greis, dessen Haare weiß wie Schnee waren, der aber bey alledem unter der Last seiner Jahre selbst alle Kräfte der Jugend noch besaß, näherte sich mir. Jüngling! fing er an, und lächelnd reichte er mir seine Hand; die Gottheit, der dieser Wald heilig ist, kennt deinen Hang zur Tugend; komm mit mir in ihren Tempel, und huldige ihr mit dem Opfer, das ihr gebührt; sie selbst will dich unterrichten, und will dir die Mittel an die Hand geben, glücklich zu seyn. Ich folgte meinem ehrwürdigen Begleiter, und nachdem wir, wie mich däuchte, noch eine ziemliche Strecke Weges in der Tiefe des Waldes gingen, sah ich einen aufgethürmten Wasen, der ringsumher mit Cedern umschattet war. Einige wenige Menschen saßen unter diesen Bäumen und warteten, daß man ihnen die Thüre des Tempels öffnete. Als sie uns sahen, hoben sie sich auf, näherten sich uns und bathen, daß man sie in den Tempel einlassen möchte; der Greis aber gab ihnen durch ein Zeichen zu verstehen, daß sie an ihrem Platze blei-

ben sollten. Die Thüren des Tempels öffneten sich von selbst, und setzten mich in ein solches Erstaunen, daß ich meiner kaum mehr mächtig war. Mein Führer, der meine Zerstreuung bemerkte, und wußte, was in meiner Seele vorging, nahm mich leise bey der Hand, und ein Blick voll Liebe und Sanftmuth malte sein Gefühl an seine Stirne. Guter Jüngling! fing er an, Alles verkündigt dein Glück; fasse Muth, du hast nicht Ursache zu zittern; verbanne eine eitle Furcht, die die Gottheit beschimpft, aus deinem Herzen, und genieße die Gunstbezeugungen, die die Gottheit dir anbiethet.

Diese Worte stärkten meine Seele; ich ging in die Vorhalle des Tempels; aber sie war so klein, daß ich mich nicht enthalten konnte, meinem Führer meine Verwunderung hierüber zu bezeugen. Diese Halle, fuhr mein Führer fort, ist noch zu groß für die wenigen Menschen, die hieher kommen; denn wisse, daß die Göttin, die hier thront, die Wahrheit ist, und obwohl du noch ziemlich jung bist, so hast du dennoch schon genug gelebt, um zu wissen, daß nur wenige Menschen dieser Gottheit opfern. Man bauet ihrer Feindin, der Lüge, glänzende Altäre, und verjagt die edle Wahrheit aus Pallästen und Städten; manchmahl kommen Einige, aber mehr von Vorwitz als von der Güte des Herzens geleitet, sie in einsamen Gegenden aufzusuchen; doch durch die ungekünstelte Einfalt, die hier herrscht, werden sie bald wieder zurück getrieben, bedauern ihre

Mühe, und klagen über die Beschwerlichkeit der Reise, die sie machten.

Während der Zeit, als der Alte mit mir so sprach, heftete ich meine Blicke auf eine kleine Thür, die eber der Thüre eines Kerkers als der eines Tempels ähnlich war. Diese Thür öffnete sich, und ich folgte mit Zutrauen meinem Führer; ich glaubte, ich wäre in eine himmlische Gegend versetzt; eine edle Einfalt herrschte in diesem Gebäude, Alles verkündigte Ehrfurcht und Anbethung. Das Gewölbe ruhte auf einem Säulengange von Jaspis; eine Gottheit schien die Baumeisterin dieses Wunders der Architektur gewesen zu seyn. Die Wände waren aus weißem Marmor, und die Bildungen derjenigen, die sich dem Dienste dieser Göttin weihten, waren daraus im Profil ausgehauen. Die Göttin saß auf einem Throne von Gold; er war glänzend, aber nicht blendend. Bey ihren Füssen lag das Bild der Liebe, in der Stellung eines Gefangenen, der sich umsonst bemüht, sich seiner Fesseln zu entledigen. Ich stürzte zu den Füßen der Gottheit; hebe dich auf, sagte sie mir; deine Liebe zu mir, der Weihrauch, den du auf meinen Altären branntest, selbst im Schooße des Verderbnisses, haben dich meiner Güte würdig gemacht. Dein Vater, der unter dem Schatten des Throns erzogen war, kennt die Wahrheit des Menschenglückes nicht; sein Herz wird durch stürmische Leidenschaften beherrscht; er ist eifersüchtig gegen alle Größe, und haßt Jeden, von dem er glaubt, daß er ihm gleich

werden könnte. Um seine Größe zu befestigen, liegt in seinem Plane, dich mit Melinden zu verheurathen. Die Schönheit dieser Prinzessin macht zwar die Zierde des Hofes; doch ihr Ehrgeitz ist so groß als der seine; er glaubt durch sie zu gewinnen, seine Macht zu vergrössern, und den Fürsten anderer Reiche sich fürchterlich zu machen. Du selbst, von diesem Fantom getäuscht, bildest dir ein, daß du glücklich seyn könntest; aber die Wahrheit wird bald deine Einbildung überwiegen, und diese Bande würden dein Glück nicht machen.

Als die Göttin so sprach, berührte sie mich mit ihrer goldenen Zauberruthe, und der Tempel verschwand vor meinen Augen; ich sah nichts mehr als einen großen unermeßlichen Pallast; eine Menge Volkes drängte sich in selben, und ich sah unter der Menge verschiedene, die ich kannte. Ich näherte mich einem, dessen gute Miene mich einnahm. Er ging hastig aus dem Pallaste, und er schien in tiefen Gedanken zu seyn. Ich näherte mich ihm mit Ehrfurcht, und fragte, wer denn der Herr dieses herrlichen Aufenthalts wäre. Jüngling! erwiederte er mir; fliehe diesen Ort, diesen Boden, worauf der Fluch der Menschheit ruht; eile und suche gesündere Luft, und hauche die vergifteten Dünste nicht ein, die die Liebe zum Laster hier ausbreitet. Folge mir, sagte er; ich folgte ihm, und als wir auf eine weite Ebne kamen, in deren Mitte einige Pappelbäume standen, lagerten wir uns da, und er fuhr weiter fort: Ich bin an dem Ufer des Euphrats geboren; meine Eltern waren reich und von Ansehen; das Haus meines Vaters war jedem Gelehrten offen, und er liebte die Wissenschaften bis zur Schwärmerey. Ich hatte noch kaum sieben Jahre, so mußte ich schon nach Egypten, und er vertraute dort meine Erziehung einem berühmten

Grammatiker. Meine Mutter, die mich mit äußerster Zärtlichkeit liebte, wollte mich nicht von ihr lassen, aber es war vergebens; ich mußte fort, und meine Entfernung war die Ursache ihres Todes. Nach einigen Jahren kam ich wieder in meine Vaterstadt zurück, nachdem ich vorher Alles erlernt hatte, was man in einem Lande lernen konnte, wo Künste und Wissenschaften so hoch als in Egypten getrieben wurden. Ich schätzte mich glücklich, und kannte kein größers Unglück als die Unwissenheit. Mein Vater, dessen einzige Freude ich war, vernachläßigte nicht, meine Talente zu benützen, und verschaffte mir alle Gelegenheit, sie immer mehr und mehr zu entwickeln: doch lang dauerte das Vergnügen nicht, das er genoß; er starb, und ich war des zärtlichsten, des liebevollsten der Väter beraubt. Ich war reich, und fand daher Tröster genug. Ich war umrungen von einem Haufen großer und schöner Geister. Sie bestürmten mein Haus und zankten sich in die Wette um meine Gunst. Ich gestehe es zu meiner eigenen Schande, daß mich der Weihrauch betäubte, den sie mir streuten, und daß ich den Schmeichelenyen Gehör gab, die sie mir vorsagten. Ich war gerührt durch ihre Aufmerksamkeit, durch ihren Eifer; ich bildete mir ein, daß sie nur für mich lebten, und lebte daher nur ganz für sie; ich dachte nur auf ihren Nutzen, nie auf den meinigen, und öffnete daher die Augen zu spät, als mein Vermögen hin, und ich der Preis unbarmherziger Gläubiger war. Ich ward arm, und nun verließ mich Alles; kein Künstler, kein Poet, kein Redner wartete mehr in meinem Vorzimmer; wo ich hinging, fand ich Niemanden als mich selbst, und in diesem Selbst lag weder Trost, noch Freude. Die schönen Reden, die ich über die Standhaftigkeit, über den Muth, über die Größe der Seele hielt; alle die schönen Wissen-

schaften, die ich besaß, die Zierlichkeit meines Styls, die Richtigkeit meines Ausdrucks; selbst die Macht meiner Wohlredenheit, die ich über Andere hatte, übte keine Gewalt über mich; ich lernte erst, daß ich nur schön über die Tugend philosophiren konnte, aber daß ich noch weit entfernt war, sie praktisch auszuüben; da sah ich erst ein, daß ich mich bisher beflissen hatte, schön zu reden, aber daß ich vernachläßigt hatte gut zu handeln. Alles was ich ansah, machte mir Mißvergnügen; Alles erniedrigte mich vor mir selbst. Ich brachte einige Jahre in einem traurigen, kummervollen Leben zu; endlich glaubte ich das wahre Glück, nach dem mein gefühlvolles Herz so sehr seufzte, in der Schule der Gymnosophisten zu finden; aber auch da war ich wieder betrogen. Ich wollte in meine Vaterstadt zurück; da fand ich einen jungen Menschen, den ich von Egypten aus kannte; er machte eine Reise um die Welt, und nahm mich mit sich. Wir kamen nach Kallipolis; man sagte uns, daß da der Mittelpunkt der schönen Wissenschaften, der Künste und des Geschmacks sey, auch das Ansehen der Bürger schien diese Begriffe zu rechtfertigen; Freude strahlte aus ihren Augen; Freyheit schien in ihren Handlungen zu herrschen; aber Pracht und Wollust entnervte sie. Ich folgte diesem Volke bis in den Tempel; aber wie erschrack ich, als ich entdeckte, daß die Lüge ihre Göttin war, die sie anbetheten. Ich floh sogleich aus dem Tempel, und will wieder in mein Vaterland zurück, um dort einen Winkel aufzusuchen, wo ich unbekannt der Wahrheit dienen kann. O Jüngling! daß meine Ehrfahrung und mein Unglück dich warnen könnten, daß meine weiten und unnützigen Reisen dich lehrten, ruhig in dem Winkel zu leben, wo du geboren bist! Suche den großen Haufen der Narren nicht auf, unter denen keiner die Wahrheit

kennt; verlasse ihren heiligen Tempel nie, um einer Betrügerin zu fröhnen, die dir mit Schwärmerey und Schalkheit lohnt!

So sprach der Unbekannte, und verschwand vor meinen Augen. Ich war in der größten Verwirrung; ich wußte nicht, was ich thun sollte; ich besorgte die Göttin zu beleidigen, wenn ich wieder in den Tempel zurückkehrte; doch dachte ich auch, daß vielleicht alles dieses nur eine Prüfung von ihr seyn könnte. Ich ging zurück; als ich hineinkam, lächelte sie mir wieder sanft entgegen. Jüngling, sagte sie, Menschenglück ist nur dort, wo Wahrheit, und Wahrheit nur dort, wo Tugend ist; vergebens bemühst du dich im Prunk der Höfe, vergebens in den Lehrschulen der Gelehrten; vergebens in den Armen der Buhlerinnen Glück zu finden — Alles ist Täuschung; nur im Tempel der Wahrheit findest du es; denn Wahrheit wird dich zur Tugend führen. Der Tempel, der mir gebaut ist, sey dein Herz; die Beobachtung sey deine Führerin, und sie wird dich lehren, daß es nur Wenige gibt, welche die Wahrheit suchen — Wenige, die sie finden, Glück für Menschen ist nur das, was immer Glück bleibt; das was dir kein anderer Mensch rauben, kein Zufall entreißen kann; das, was wahrhaft dein wird, das dich im Unglück und selbst im Tode noch begleitet. Denke, daß das Leben des Edlen der Rose ähnlich ist, die die Zierde der Gegend macht, wo sie blüht; aber trenne die Blume nicht vom Stocke vor der Zeit ihrer Bestimmung, denn die Folge ist, daß sie welket.

Das Unkraut unter dem Waitzen, oder Religion und Gleißnerey,

bearbeitet in Gesprächen und drey Abtheilungen, zum Gebrauche für die Schaubühne.

Der Acker aber ist die Welt, und der gute Saame sind die Kinder des Reichs; das Unkraut aber sind die Kinder der Bosheit. Ev. Matth. Kap. 13. v. 38.

Die Ursache, warum ich der Welt dieses Stück liefere, ist diese, weil ich aus genauer Beobachtung überzeugt bin, daß viele Menschen heut zu Tage unter dem Vorwande der Religion Andere verfolgen, folglich der Gleißnerey huldigen.

Kein Laster ist dem Staate schädlicher als Gleißnerey, denn sie ist die Mutter aller Schandthaten; ein Gleißner ist zu Allem fähig.

Christus, der Stifter unserer heiligen Religion, der vermenschte Gott, war ein abgesagter Feind aller Gleißner: aber auch nur diese verfolgten ihn, und überlieferten ihn dem Tode. Kein wahrer Anhänger des Christenthums kann Gleißnerey ertragen, und es ist jedes Christen Pflicht, diesem abscheulichen Laster entgegen zu arbeiten. Ich wollte daher zeigen, wie edel der Charakter eines wahren Christen ist, wie abscheulich die Heucheley. — Verläumdung ist des Heuchlers Lieblingslaster, und dieses ist heut zu Tage so gewöhnlich, man macht sich so wenig daraus, seinen Nächsten anzuklagen und zu beschuldigen, ihm das theuerste Gut, die Achtung seines Mitmenschen, zu rau-

ben, daß man es gar zur feinen Weltpolitik rechnet, gut verläumden zu können.

Dieses Laster untergräbt die Haupt- und Grundsäule des Christenthums, nähmlich die Nächstenliebe; es ist das Kind der Lüge und der feindseligen Neigungen; mit einem Worte: die Quelle aller Laster. Die Tugend findet keinen Zufluchtsort, die guten Handlungen keine Nachahmung mehr, weil Alles verargt, Alles verschwärzt wird; der ehrliche Mann ist vor den Räubern seiner Ehre nirgends sicher; die edelste und schönste Aneiferung zum Guten, der Beyfall des Rechtschaffenen, wird ihm geraubt; dadurch entsteht gegenseitiges Mißtrauen; Menschen trennen sich, keiner traut dem andern mehr, Heucheley und niedrige Schmeicheley bemächtigen sich der Menschen, man wird schüchtern, furchtsam und niedertächtig, die Menschenliebe nimmt ab, und mit ihr die Religion, die sich nur auf Menschenliebe gründet; so verfallen die Sitten; der Bösen werden immer mehr, diese gewinnen die Oberhand, und die Guten verschwinden; einer verfolgt den andern; die Folge davon ist Verwirrung, und diese zieht endlich den Untergang und Verfall der Staaten nach sich.

In einem Lande, wo die Lüge herrscht, hat die Wahrheit keinen Platz mehr; dort wo man ungescheut verläumden kann, kann man

auch ungescheut alle Laster ausüben; nur deckt sich der Bösewicht mit Gleißnerey, spricht immer von Religion, von Tugend, schmäht immer über die bösen Zeiten, und macht Jeden, dem er gram ist, oder den er stürzen möchte, als einen Menschen ohne Religion, als einen Freygeist, oder unter einem andern gehäßigen Nahmen verdächtig; — es entstehen heimtückische Bösewichter, heimliche Ankläger und Meuchelmörder der Ehre und des guten Rufs; man glaubt, Religion und Christenthum bestehe blos in äußern Grimassen, da doch das Evangelium nur thätige Menschenliebe lehrt. Christus, der göttliche Stifter unserer Religion, hatte es immer mit den Gleißnern und Pharisäern zu thun; diese verläumdeten ihn, klagten ihn an, als einen Menschen ohne Religion, als einen Neuerer, ja sogar als einen Gotteslästerer, und er, der Heiligste, die Wahrheit selbst, wurde verdammt von denen, deren erste Pflicht es gewesen wäre, die Wahrheit zu schützen.

Nur Weisheit macht die Menschen glücklich; wer Hypokriten aus Menschen bildet, der legt schon den Keim zum Menschenverderben; — und ein Hypokrit ist der, welcher sagt, er habe Religion, und der die Nächstenliebe nicht kennt; der, der seinen Nebenmenschen heimlich anklagt, seine Ehre betastet, seinen guten Ruf

verdächtig macht, ihm heimlich zu schaden sucht — dieser Mensch hat keine Religion, und stünde er auch am Altare, so gehört er zu denen, von welchen Christus sagt:

Wehe euch ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler! ihr seyd gleich den weißgemachten Gräbern, welche den Leuten von außen fein scheinen, inwendig aber sind sie voll von Todtenbeinen und Unflatt.

Personen.

Baron v. Reben, geheimer Rath.
Fritz, geheimer Referendar, } seine Söhne.
Karl, Justitzrath, } seine Söhne.
Baron v. Mennern, geheimer Rath.
Amalie, seine Tochter.
Rosalie, ihre Freundin.
Baron v. Klett, ein junger Kavalier und Rath.
Graf v. Rosenfeld, Minister am Hofe.
Herzog Friedrich, Landesfürst.
Frau v. Turnau, eine Witwe.
Therese, ihre Tochter.
Karl, ihr Söhnchen.
Magister Blum, Haustheolog des Ministers.
Israel, ein Jude.
Styx, ein junger Mensch.
Juste, Kammerdiener des Fürsten.
Bediente.

Die Handlung geht vor in einer Residenzstadt Deutschlands; sie fängt am Morgen an, und endet sich Abends.

Erste Abtheilung.

Erstes Gespräch.

Baron von Reben, Vater. Fritz, sein Sohn, geheimer Kabinetssekretär. Karl von Reben, Hofrath. Die zwey Söhne sitzen am Tische angekleidet und arbeiten. Baron von Reben, der Vater, kömmt aus seinem Schlafgemache.

Baron von Reben.

So, meine Söhne! so seyd ihr euers Vaters würdig. Ihr seyd schon so früh an der Arbeit. Die Gottheit segne euer Unternehmen. Fritz! du bist geheimer Kabinetssekretär des Fürsten, und du, Karl! bist bey der Justizstelle als Rath angestellt — wahrhaft schöne, glänzende Stellen, aber nur darum schön, weil ihr Gelegenheit habt, viel Gutes in diesen Stellen zu stiften.

Fritz. Das wollen wir auch, lieber Vater! Was bleibt dem Menschen wohl übrig in der kurzen Zeit seiner Durchreise durch dieses Leben, als das Vergnügen Gutes zu thun, und das Bewußtseyn seiner edeln Handlungen? Dem Allvater der Liebe ähnlich werden, das ist Menschenbestimmung.

Bar. v. R. Du hast Recht. Unsere Erwartung geht über das Grab hinaus; die Tugend lohnt eine Welt nicht; aber wisset Ihr wohl, liebe Kinder, warum ich heute schon so früh bey euch bin?

Karl. Warum? lieber Vater.

B. v. Reb. Vat. Ich war euretwegen sehr beunruhigt.

Karl. Wir haben ja doch nichts gethan, das Sie beleidigte?

Fritz. Wir haben uns ja doch nichts vorzuwerfen? Wissentlich gewiß nicht. Finden Sie vielleicht, daß wir für die Stellen, die uns der Fürst gab, noch nicht hinlängliche Kenntnisse besitzen? Beunruhigt Sie das, so wollen wir Alles thun, was Sie von gehorsamen Kindern fordern können.

Karl. Wenn Sie mich unfähig zu der Stelle finden, die ich bekleide, so will ich sie wieder zu den Füßen meines Fürsten legen. Ich bin hierzu entschlossen.

Fritz. Ich auch, mein Vater.

B. v. Reb. Vat. Ihr wäret das? Und ihr könntet euch über das hinaussetzen, was die Welt dazu sagen würde?

Karl. Sage die Welt, was sie will; wenn nur unser Herz unsere Handlungen rechtfertigt. Ich will lieber Diener seyn, als ein Herr, der sein Amt nicht versteht; lieber ein Untergeordneter als ein Vorgesetzter, der seine Pflichten nicht kennt. Und mein Bruder denkt eben so.

Fritz. Ja, Vater! ich denke wie mein Bruder. Nie hat mich die glänzende Stelle, der Rang, der Titel gereitzt. Meinem Fürsten, meinem Vaterlande zu dienen, den Menschen wohl zu thun — dieses war mein Beweggrund, ein Amt im Staate zu bekleiden, kein anderer. Fällt dieser Beweggrund weg, habe ich Ihnen Anlaß gegeben, mein Vater! zu vermuthen, daß ich zu der Stelle nicht passe, wo ich bin, so sagen Sie mir's frey; ich schäme mich nicht von Neuem wieder zu lernen, und das nachzuhohlen, was das Amt von mir fordert.

B. v. Reb. Vat. So Kinder, seyd ihr, wie ich mir euch wünsche.

Fritz. Wir wären Ihrer unwerth, wenn wir anders dächten. Die Erziehung, die Sie uns gegeben haben, die Religion, die Sie uns lehrten, sagt uns diese Grundsätze, und unser Herz billigt sie.

B. v. Reb. Vater. Laßt euch an mein Herz drücken, ihr Lieben! Fahrt so fort, und Gottes Segen wird bey euch seyn. Ihr seyd bescheiden, und das ist gut für euer Alter. Ein junger Mensch muß immer Mißtrauen auf seine Fähigkeiten haben; der, welcher stolz auf seine Talente, auf seine Fähigkeiten ist, ist ein Thor, oder wenn er je weise war, so fängt er an, ein Thor zu werden. Aber nein, Kinder! ich setzte nie einiges Mißtrauen in eure Fähigkeiten; ich kenne euern Fleiß, eure Rechtschaffenheit, eure Grundsätze, und sie sind mir Bürge, daß ihr jeden Tag euch des Amts würdiger machet werdet, das euch der Staat

anvertraute. Ich habe euch gut und christlich erzogen, meine Kinder! ihr werdet daher immer bieder und rechtschaffen handeln, dieses hoffe ich von euch. An Tugend, so schmeichle ich mir, wird es euch nicht fehlen; wohl aber an der gehörigen Klugheit, die Tugend anzuwenden. Ihr habt gute Herzen, und werdet daher die Menschen nach euern Herzen beurtheilen, und euch oft betrügen; ihr kennt den Hof und die Welt noch nicht, und habt daher euern alten Vater noch als euern Rathgeber nothwendig. Wird aber der Justizrath und der geheime Kabinetssekretär wohl noch den guten Rath des Vaters anhören und befolgen, so wie ihn einst der gute Karl und der gute Fritz befolgten?

Karl. Kränken Sie diese Herzen nicht, bester Vater! die Sie so zärtlich lieben. Was soll der Titel dem Menschen? das Herz, mein Vater, macht Alles. Der Rang gibt nicht Würde, noch das Amt Verstand — Würde liegt in der Seele, und die Seele ist folgsam dem Rathe der Weisheit. Der Mensch lernt nie aus, immer bedarf er den Rath eines Weisern, und dieser Weisere sind Sie, mein Vater. So denkt Ihr Sohn Karl; und Bruder Fritz denkt wie ich.

Fritz. Ich müßte mich schämen, mein Vater! wenn Sie nur daran zweifeln könnten; mein Stolz besteht darin, Ihrer werth zu seyn, Ihren Lehren zu gehorchen, die Tage Ihres Alters durch unsere Handlungen zu versüßen. Reden Sie also mit uns, wie Sie immer mit Ihren Kindern geredet haben;

strafen Sie, wenn wir fehlen, belehren Sie uns, wenn wir irren. Wir sind Ihre Kinder — Sie unser Vater; die Pflicht gebietet uns, Sie zu lieben; die Tugend, Ihnen zu gehorchen.

B. Reb. Vat. O Söhne! kommt an mein Herz und fühlt, wie dieses Herz für euch schlägt! O wie sanft rollt diese Thräne auf meine Wangen, die ihr meinem Auge entlockt! Kommt an meine Brust! Laßt euch in meine Arme schließen, und der Himmel höre den Segen, den ich über euch ausspreche, und mache ihn wahr! Gott im Himmel! der du Liebe und Ordnung bist — Urquelle alles Guten! segne meine Söhne, daß sie nie von dir, nie von Ordnung, Tugend und Liebe weichen; segne meine Söhne! — — Aber nun zu unserm Vorhaben! Setzen wir uns.

Fritz. Hier sind Stühle.

B. Reb. Vat. Karl! Du bist von dem Präsidenten der Justizstelle zum Referenten in einer wichtigen causa ernannt worden. Sie betrifft den geheimen Staatsrath v. Mennern. Dieser Mann wird zu Dir kommen, wird Dir seine Sache empfehlen; sie betrifft seine Ehre, seinen guten Ruf; mit einem Worte: Alles. Es liegt ihm äußerst viel an diesem Processe; auch weißt Du, daß er des Fürsten Günstling ist; handle daher weise und klug.

Karl. Ja Vater, man theilte mir diesen Akt zu. Es sey fern von mir, daß ich mir schmeichle, die Geschicklichkeit zu besitzen, die vielleicht eine so wichti-

ge Sache als diese ist, erfordert. Allein ich both alle meine Kräfte auf; ich arbeitete bereits einige Nächte, und ich finde — denn Ihnen, mein lieber Vater! darf ich es wohl sagen — ich finde, daß der geheime Staatsrath Unrecht hat.

B. Reb. Vat. Unrecht! —

Karl. Ja, er hat nicht edel mit dem Juden Israel gehandelt.

B. Reb. Vat. Hast Du die Sache genau durchgegangen?

Karl. Ich wäre unwerth, Ihr Sohn zu seyn, wenn ich die Wahrheit verschweigen würde.

B. Reb. Vat. Ich hörte aber bereits ältere, und klügere Räthe ganz anders von der Sache reden.

Karl. Es mag seyn. Aber hier, mein Vater sind die Akten; diese reden, wie ich es Ihnen sage. Israel ist von dem geheimen Staatsrath wirklich hintergangen worden. Ich wünschte, daß ich mich dieses Ausdrucks nicht bedienen dürfte — aber hintergangen ist doch hintergangen, und wenn ein geheimer Staatsrath betrügt, so bleibt seine Handlung immer Betrug.

Fritz. Recht, Bruder! Betrug bleibt immer Betrug, bey Großen und Kleinen. Man will zwar manchmahl an Höfen die Lüge zur Höflichkeit, und den Betrug zur Politik machen, aber im Lexikon der Wahrheit steht Lüge, steht Betrug.

B. Reb. Vat. Ihr habt Recht, Kinder! Ich

sehe aber voraus, daß Dir diese Causa vielen Verdruß zuziehen wird.

Karl. In Gottes Nahmen! Die Pflicht heißt mich die gerechte Sache schützen.

B. Reb. Vat. Thu also deine Pflicht, und rüste dich mit Muth, die Kränkungen zu erfahren, denen der gerechte Mann ausgesetzt ist. Aber noch Eines, mein Sohn! Auch unser gutes Herz führt uns manchmahl irre bey Beurtheilung einer Sache. Jedes gute Herz hat auch seine Schwäche. Der Jude ist arm — vielleicht schilderte er Dir seine Umstände kläglicher, als sie wirklich sind; Thränen machen leicht Eindruck auf gute Herzen. Es ist eine große Pflicht des Richters, sich manchmahl wider die Eindrücke des Mitleids zu verwahren. Ich muß Dir dieses erinnern.

Karl. Sie haben recht, mein Vater! und ich danke Ihnen für Ihren weisen Rath; allein ich sah den Juden noch nicht einmahl, und wenn ich ihn gesehen hätte, so würde ich nicht auf seine Thränen, nicht auf seine Bitte, sondern bloß auf die gerechte Sache gesehen haben. Ich weiß, die Natur gibt auch dem Bösewichte Thränen, und dem Heuchler Worte des Gefühls: allein mein Vater! hier ist der Fall nicht, die Sache ist so klar, und Israels Forderung gerecht. Wäre der Handel verwickelt, oder so beschaffen, daß ich je über die Entscheidung zweifeln könnte, so würde ich mich nicht geschämt haben, meinem Präsidenten zu sagen: Eure Excellenz! dieser Akt ist für einen An-

fänger zu verworren; ich getraue mich nicht, hierüber zu entscheiden. Es sind ältere Räthe von mehr Erfahrung da, die die Sache mit mehr Genauigkeit und Einsicht zu beurtheilen wissen werden, als ich; und ich hätte mich nicht geschämt, dieses zu sagen. Aber so ist die Sache klar. Wer immer nur gesunde Begriffe von Recht und Billigkeit hat, kann hierüber entscheiden. Der geheime Staatsrath wird verlieren.

Fritz. Er wird verlieren! — Laß Dich umarmen, Bruder! Dieser Ausspruch ist des Bruderkusses werth. Schütze immer den Unterdrückten, vertheidige die Rechte der Armuth! Dieses ist das schönste Geschenk, das Du der Gottheit und den Menschen bringst.

B. Reb. Vat. Wohl, Kinder! Thut eure Pflicht, und überläßt das Uebrige der Vorsehung! Lebt wohl! Ihr habt mir einen vergnügten Morgen gemacht.

Karl. O mein Vater! Die Vorsehung gönne uns viele Gelegenheiten, Ihnen Ihre väterliche Liebe zu lohnen. (B. v. Reben Vater ab.)

Zweytes Gespräch.

Karl, Fritz.

Fritz. (Nach einer Weile ganz bedachtsam). Der geheime Staatsrath wird also verlieren — ja — und ich mit.

Karl. Du seufzest, Bruder! was fehlt Dir?

Fritz. Frage nicht, Du hast den Prozeß des v.

Mennern in Händen. Wisse, ich liebe seine Tochter Amalie — unendlich liebe ich sie.

Karl. Unglücklicher Bruder!

Fritz. Wahrhaft unglücklich! Der Verlust dieses Prozesses raubt mir alle meine Pläne, meine Aussichten, meine Hoffnung mit Amalien glücklich zu werden; es ist hart, aber wir sind der Tugend dieses Opfer schuldig.

Karl. Der Tugend dieses Opfer schuldig — ja — aber soll der Bruder das Werkzeug des Unglücks seines Bruders seyn? — Soll ich Dich unglücklich machen? Nein, das kann ich nicht. Ich will den Act dem Präsidenten wieder zurückgeben; ich will mich entschuldigen, ich will — Gott! ich weiß selbst nicht, was ich will. — Alles — nur Dich nicht unglücklich machen. (Er umarmt ihn).

Fritz. Guter Bruder! solche Vorfälle sind Prüfungen unserer Tugend. Ich getraute mir nicht, von Dir zu begehren, daß Du den Vortrag dieses Acts von Dir ablehnen sollst; wünschen möchte ich, daß Du diesen Act nie erhalten hättest — aber daß Du ihn wieder zurückgeben sollst — hier sagt mir mein Herz, als wenn es nicht recht wäre.

Karl. Warum nicht, mein Bruder?

Fritz. Wenn der Act in die Hände eines ungerechten Richters fiel – glaubst Du, daß Alle den Muth haben werden, wider den Günstling des Fürsten gerecht zu sprechen? Hast Du denn nicht beobachtet, die kurze

Zeit hindurch, seitdem wir am Hofe leben, was die Menschenfurcht nicht Alles vermag? Sieht man nicht immer auf Connexion, auf Freundschaft, auf Ansehen? Wenn Israel verlieren würde, welche Vorwürfe müßten wir uns nicht machen? Glaubst Du denn, ich könnte an Amaliens Seite glücklich seyn, wenn ich ihren Besitz durch den Untergang einer armen Familie erkauft hätte? Ich würde immer den armen Juden vor mir sehen, seine Kinder, die vielleicht ohne Brod sind; jeden Tag, wenn die Sonne aufging, würde ich mir sagen: sie bescheint Dich, sie bescheint Dein Glück, aber sie spiegelt sich in Israels Thränen. Nein Bruder! sey gerecht und sprich; denke nicht, daß Du einen Bruder hast, und sollte auch Dein gerechter Ausspruch alle meine Absichten zerstören, so will ich mir fest vorstellen, daß ich mit Amalien wäre unglücklich gewesen; daß es Gottes Wille nicht war, und sollte diese unglückliche Liebe auch in meinem Herzen nicht verlöschen; sollte ich kummervoll immer den Trieb nähren, der sich so heftig in meinem Herzen für Amalien regt, so soll der Gedanke, du hast das Wohl deines Nächsten deiner Selbstliebe vorgezogen, Balsam in meine Wunde seyn.

Karl. Unforschlich, Gott! sind deine Rathschlüsse.

Drittes Gespräch.

Vorige, ein Diener.

Diener. Der Jude Israel wünscht den Herrn Justitzrath zu sprechen.

Karl. Gott! welche Verlegenheit! —

Fritz. Lasse ihn herein kommen! Der Unglückliche findet Linderung, wenn er sein Unglück klagen kann.

Karl. Er soll kommen!

Viertes Gespräch.

Vorige, Israel.

Israel. Ich bin ein armer Jude; ich getraue mir kaum vor Ihnen zu erscheinen; mein Kleid ist schmutzig und zerrissen; ich habe aber kein anders anzuziehen.

Karl. Schäme Dich nicht; das Unglück entehrt den Mann nicht, nur das Laster. Du bist mir in Lumpen so werth, als hättest Du ein Kleid von Seide.

Israel. Ich hatte doch sehr unrecht, gnädiger Herr, daß mir's auf diesen Besuch so bang war. Ich zitterte im Vorzimmer wie eine nasse Maus.

Karl. Welche Ursache hast Du, Dich zu fürchten? Bist Du nicht Mensch wie ich, und soll der Mensch vor dem Menschen zittern?

Israel. Gott im Himmel! Wenn alle Menschen so dächten. — Ich bin aber ein armer Jude; stundenlang mußte ich oft in Vorzimmern warten, mich necken, aushöhnen und verspotten lassen. Der da oben ist, weiß es, was ich habe erdulden müssen.

Fritz. Das ist doch abscheulich, einen armen Menschen so zu mißhandeln! Du bist elend genug, daß Du einen Proceß hast; man hat nicht nothwendig, Dich noch elender zu machen.

Karl. Aber Israel — warum duldetest Du dergleichen Mißhandlungen? Hättest Du Dich beklagt. Man müßte unsinnig gewesen seyn, um solche Beschimpfungen zu billigen.

Israel. Klagen — — Gott! wo hätte ich Gerechtigkeit finden sollen? Unser eins muß froh seyn, wenn man ihn so durchschlüpfen läßt. Ein Jude ist ein elendes Geschöpf — aber ein armer Jude — der ist mehr als elend. Ich erinnere mich noch sehr wohl, ich war einstmals bettelarm, so arm, daß, wenn man mich umgestürzt hätte, man keinen Heller würde gefunden haben. Ich konnte den Leibzoll nicht bezahlen, und mußte daher einen Umweg von 10 Meilen machen. Ich bitte Sie, gnädiger Herr! behandeln Sie mich doch auch wie einen armen, aber guten Menschen.

Karl. Du würdest mich beleidigen, wenn Du anders dächtest. Du bist ein Mensch, erschaffen nach Gottes Ebenbild, wie ich; Du bist mein Nächster, so lehrt mich meine Religion. Wer anders denkt, und seinen Mitmenschen unter dem Vorwande, daß er nicht seines Glaubens sey, verfolgt, der hat keine Religion, denn der wahre Kultus besteht in Liebe. Gott ist Liebe — seine Gebote sind Liebe, und wer die Liebe nicht kennt, kennt Gott nicht.

Israel. O wie glücklich bin ich, daß mein Proceß in Ihre Hände gefallen ist! Dem Gott aller Menschen sey Dank! Sie sind ein gerechter Herr, meine

Hoffnung lebt wieder auf; Sie werden mich nicht unterdrücken lassen.

Fritz. Nein, alter Freund! das wird mein Bruder gewiß nicht.

Israel. Man hat mir aber so bange gemacht. Israel, sagte man mir, Deine Sache wird übel gehen, denn Dein jetziger Referent ist ein eifriger Christ; bey dem werden die Juden wenig gewinnen.

Karl. Wer konnte Dir so einen niedrigen Begriff von unserer Religion beybringen! Das Christerthum, guter Israel, bestehet nicht darin, daß man seinen Mitmenschen verfolgt. Die Sonne geht über Dich auf, wie über mich; der Thau überströmt Deine Scheitel wie die meinige; das Blut wallt in Deinen Adern wie in meinen, und da Dich nun Gott so wie jeden andern Menschen behandelt, woher hätte ich das Recht Dich anders zu behandeln, da ich sein Geschöpf bin wie Du?

Israel. Freylich, Sie haben ganz recht — aber die Erfahrung lehrt uns doch immer, daß ein Glaubensgenosse den andern haßt. Ich weiß es selbst, wie unverträglich unsere Rabbiner sind.

Karl. Du hast recht. Die Rabbiner sind unerträglich in allen Religionen — aber Gott, der den Rabbinern gebietet, ist duldend und gut. Der Gott der Otaheiten ist Liebe wie der Gott des Christen, denn es ist nur ein Gott; Liebe ist seine Verehrung, es gibt keine andere. Denke Dir einmahl, Israel, Du bist Vater, nicht wahr? und hast Kinder? Denke Dir also, Du hät-

test Deine Kinder in die weite Welt geschickt; nun kämen sie alle auf einmahl zurück; jedes freut sich, seinen Vater zu sehen, jedes möchte ihm gern seine Ehre bezeugen; allein dieses grüßt ihn nach der Sitte von Sina, jenes nach der Mode von Japan, das dritte nach Art der Otaheiten, und endlich das vierte nach deutschem Gebrauche. Du, der Du Vater bist, würde es Dir wohl lieb seyn, wenn diese Deine Kinder einander verfolgten, haßten, todtschlügen, weil dieses auf jene, und jenes auf diese Art Dich begrüßt hat? Gewiß nicht! So, Israel, sind wir alle Kinder eines Vaters, der für uns viele Wohnungen hat; unsere Pflicht ist, einander zu lieben, und das Uebrige dem Allvater der Liebe zu überlassen.

Israel. Glück, Glück, und tausend Glück für mich, daß meine Sache in die Hände eines solchen Menschenfreundes fiel! Sie werden mir Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Karl. Ja gewiß!

Israel. Und was werde ich armer Mann für Sie thun können!

Fritz. Zum Himmel bethen.

Israel. Herr! Sie vergessen, daß ich ein Jude bin — die Synagoge — —

Fritz. Der Jude bethet nicht — das Herz bethet — der Mensch Israel. Bethe immer! Das wahre Gebeth steigt weder aus der Synagoge, noch aus dem prächtigen Tempel der Christen zum Himmel, sondern aus

dem Herzen der Menschen. Das Ohr dessen, der Alles hört, ist taub zu den Lobgesängen und Psalmen, die nur von den Lippen der Menschen strömen, wenn das Herz keinen Antheil daran hat. Wenn aber zwey oder drey in seinem Nahmen versammelt sind, so ist er mitten unter ihnen. Bethe also immer, Israel!

Israel. Ja, ich will bethen, und mein Weib und meine Kinder sollen mitbethen zu dem Gotte Abrahams, zu dem Gotte Jakobs, zu dem Gotte Isaaks.

Karl. Und zu unserm Gott.

Fritz. Und zu dem Gotte aller Menschen. Komm her, alter Jude, und stelle Dich da in die Mitte zwischen mir und meinem Bruder, und Du, Karl, reiche mir Deine Hand, und gelobe mir, diesen Unglücklichen glücklich zu machen! Sieh, Bruder! dieses von Gram abgezehrte Gesicht, wie der Strahl von Hoffnung es wieder belebt; sieh die zitternde Thräne der Freude auf seiner Wange, wo der Kummer tiefe Furchen grub! Eine Menschenthräne hat höhern Werth, als Alles, was Könige geben können. Sey muthig, Bruder, und gerecht; Gott wird uns schützen. Ich kann nicht unglücklich werden; würde ich es seyn, so will ich dem Vater der Liebe die Thräne der Freude zeigen, die Israel weinte, und sie wird wie Thau zum Himmel steigen, und mit dreyfachem Segen herabströmen. Lebe wohl, Bruder! Die Stunde ruft mich zu meinen Geschäften. Sey getrost, Israel! (ab).

Fünftes Gespräch.

Karl. Israel.

Karl. O Edler! die Stärke deiner Tugend gibt mir neuen Muth. (Ruft). Johann! Johann!

Joh. Was befehlen Euer Gnaden?

Karl. Gieb mir dort die Rolle Geld her.

Joh. Gnädiger Herr! Sie verzeihen. Dieses Geld ist zusammengezählt für die Pferde, die Sie und der Herr Bruder sich kaufen wollen.

Karl. Du hast recht; aber, Johann, komm ein wenig bey Seite! Sieh einmahl diesen Elenden an, und eine Familie von sechs Kindern; mit der Hälfte dieses Geldes können sie viele Monate leben, und wir sollten uns Pferde kaufen? Nein, Johann, wir wollen lieber zu Fuße gehen. Gib dem Juden davon nach seinem Bedürfnisse, aber er soll mir nicht danken. Eile, lebe wohl, Israel, lebe wohl! (ab).

Sechstes Gespräch.

Israel. Johann. Baron Klett. (Als Israel hinaus geht, geht gegen ihn Baron Klett herein).

Klett. Was trifft man doch nicht bey Ihnen Alles an — Juden und Christen — Alles bunt untereinander — lumpige Kerls nach der Menge. Lauter Leute, die kaum einen Fleck haben, ihren Rücken zu bedecken. Sie sollten doch solches Geschmeiß nicht auf

Ihr Zimmer lassen. Bey mir ist der Befehl, von früh Morgens bis Nachts, Niemanden zu melden.

Karl. Sie haben unrecht, Herr Baron! arme Parteyen muß man anhören.

Klett. Was anhören! — Das kann ich mir wohl Alles einbilden. Und der Jude da — der sah wahrhaft sehr eckelhaft aus.

Karl. Wissen Sie was, Herr Baron, der Mensch hat nichts anzulegen, schaffen Sie ihm einen Rock.

Klett. Da hätt' ich wahrhaft viel zu thun, wenn ich alle diese lumpigen Kerls kleiden müßte.

Karl. Wenn Sie ihm also nichts geben, so schmähen Sie auch nicht über ihn. Dieser Mensch hat zwar ein lumpiges Kleid an, aber er hat eine schöne Seele. Es gibt Menschen, die schöne Kleider haben, aber lumpige Seelen.

Klett. Ein excellenter Gedanke! Sie haben vollkommen recht. Aber, lieber Baron Reben, sprechen wir von andern Dingen. Ich komme zu Ihnen in einer verteufelten Verlegenheit; Sie müssen mich aus einem Embarras ziehen, indem ich darin stecke bis über die Ohren. Hier habe ich ein ganzes Gewäsche von Proceß im Sack, und ich weiß wahrhaft nicht, wo der Kopf und der Schweif ist. Ich bin der That so wenig zu dem juridischen Gezeug aufgelegt, daß es mir angst und bange wird, wenn ich nur von weitem einen Akt sehe. Wollten Sie mich nicht, lieber Reben, aus dieser Verlegenheit reißen,

und mir eine Relation machen, damit ich sie künftige Woche herablese. (Er zieht eine Menge Papiere aus der Tasche.)

Karl. Lassen Sie doch sehen!

Klett. Hier sind sie.

Karl. Wie das Papier doch so schmutzig aussieht. Ich wette, Sie tragen es schon einige Monathe im Sacke herum. Und das Präsentatum ist ja schon 3 Monathe alt? — Was treiben Sie denn, Baron Klett? — Sie lassen ja Ihre Partheyen erhungern? —

Klett. Was kann ich dafür, daß mein Advokat schon so lange abwesend ist, der mir meine Relationen schmiedet. Den Mann sollten Sie kennen — das ist ein Jurist von oben bis unten — dafür bezahl ich ihn auch trefflich.

Karl. Sie scherzen, Baron. Sie werden sich ja Ihre Relationen nicht von einem Advokaten schmieden lassen? Das wär' ja erbärmlich! Welcher Ungerechtigkeiten würden Sie sich nicht theilhaftig machen? — Sie sind ein Kavalier, der zu leben hat — verlassen Sie diese Stelle, Sie sind nicht dazu gemacht.

Klett. Unter uns gesagt, es ist wahr, denn ich verstehe von dem juridischen Gezeuge keine Sylbe; aber verlassen kann ich die Stelle nicht, denn man muß ja doch einen Charakter haben. Franz! sagte mir die Mama von Jugend auf, studiere mir nicht zu viel! Du hast doch Brod zu essen; und ich folgte auch meiner Mama treulich. Dein Vater, setzte sie dann hin-

zu, dein Großvater, und dein Urgroßvater hatten auch nicht so viel Verstand, und hatten doch gute Aemter und sie hielten sich auch gute Schreiber.

Karl. Das mag wohl manchmahl gut seyn; aber im Rathe — da kann ja doch ihr Schreiber nicht für Sie votiren — da gehört eignes Gefühl, eigene Wissenschaft dazu. Sie müssen oft schon in einer schrecklichen Verlegenheit gewesen seyn?

Klett. Ich in Verlegenheit? Nein, nicht im geringsten. Der Advokat, bey dem ich meine Jura studierte, hat mich alle die Vortheile auswendig lernen lassen, die mich aus aller Verlegenheit ziehen.

Karl. Worin bestehen denn diese Vortheile?

Klett. Sie bestehen darin, daß, wenn ich nicht weiß, was der Proponent gesagt hat, und die Reihe zu votiren an mich kömmt, so sage ich: verstanden mit dem Herrn Proponenten; nichts zu erinnern; ich trete der vorigen Meynung bey; ich habe die Sache nicht recht eingenommen.

Karl. Das Letzte ist noch das Beste; aber das Erste ist Unsinn und Ungerechtigkeit. Was Sie mir doch sagen! — Wissen Sie, daß Sie über Haab und Gut, Ehre und Leben Ihrer Mitbürger votiren? Daß oft das Wohl einer ganzen Familie von dem Votum eines Einzigen abhängt? Und Sie können die wichtigste Sache der Welt so geringschätzig behandeln? — O Herr Baron, ich bitte Sie, quittiren Sie Ihre Stelle, Sie sind es in Ihrem Gewissen schuldig. Hal-

ten Sie um eine andere Stelle an, wozu Sie Fähigkeiten besitzen.

Klett. Ja Sie haben leicht zu reden; ich habe mich schon hin und her besonnen, und weiß nicht recht, welche Stelle für mich paßt. Eine Stelle, die weniger trägt als 2000 fl. nehme ich nicht an.

Karl. Es ist hier die Rede von den Fähigkeiten, nicht von dem Gelde, Herr Baron.

Klett. Wozu glauben Sie mich denn fähig?

Karl. Das weiß ich eben nicht. Dieses müssen Sie selbst nach Ihren Kenntnissen abmessen.

Klett. Bücher und Meister habe ich in Allem gehabt, und wenn die Sache darin besteht, bin ich zu Allem fähig. Ich habe eine große Bibliothek; da sollen Sie mir keinen Dienst geben, wo ich nicht ein Buch finde, darin nicht etwas von dem Dienste geschrieben steht, wenn ich mir nur die Mühe geben wollte, nachzuschlagen — aber im Ballschlagen — da nimmt es Niemand mit mir auf.

Karl. Haha! Lieber Baron! so müssen Sie sehen, daß Sie Oberstballmeister werden können. Aber die Zeit zum Rath rückt an; ich muß Sie verlassen. Johann, meinen Degen und Hut!

Klett. Ich will Sie begleiten — aber die Ausarbeitung meines Akts nicht zu vergessen!

Karl. Gewiß nicht; ich bedauere die arme Partey zu sehr, als daß ich sie vernachläßigen sollte.

Baron Klett, Sie sind doch ein excellenter Mensch, Sie. (geht ab).

Siebentes Gespräch.

Zimmer des Ministers. Der Kabinätssekretär Fritz von Reben tritt herein mit Papieren. Fritz. Eine Weile hernach der Magister Blum.

Fritz. Nun zur Arbeit. Guter Gott! gib meinem Geiste Einsicht, und Liebe und Gerechtigkeit meinem Herzen. (Er will einen Sessel nehmen und sich setzen).

Der Magister. Guten schönen Morgen, Herr geheimer Kabinätssekretär! Freut mich, daß ich die Ehre habe, Sie kennen zu lernen. Habe viel Rühmliches von Ihnen gehört. Sie sind ein Mann, der das Herz am rechten Flecke hat, und der noch zu dem eine gute Portion Christenthum besitzt — eine Sache, die in unsern Zeiten die nothwendigste ist.

Fritz. Ich danke Ihnen, mein Herr! für Ihre gute Meynung. Die Natur gab mir gesunden Menschenverstand, meine Eltern eine gute Erziehung, und Gottes Güte einen guten Willen.

Der Magist. O schöne Qualitäten! besonders heut zu Tage in diesen bösen Zeiten. Ich hoffe, wir sollen genauer miteinander bekannt werden. Se. Excellenz der Herr Minister versprechen sich Alles von Ihnen.

Fritz. Ich wünsche die gute Meynung des Herrn Ministers zu verdienen, an Fleiß soll es mir nicht mangeln.

Mag. Und was ich für Ihr Wohl werde thun können, das will ich auch nicht versäumen. Sie wissen wohl, wer ich bin?

Fritz. Ich habe die Ehre, Sie als Freund des Herrn Ministers zu kennen.

Mag. Als einen devotesten Diener Sr. Excellenz. Hauptsächlich aber bin ich Sr. Excellenz Haustheolog.

Fritz. Eine wichtige Stelle! —

Mag. O gewiß wichtig, und mit vielen Unannehmlichkeiten begleitet. Unter uns gesagt, liegt die Bürde der Regierungsgeschäfte hauptsächlich auf mir. Das Gewissen regiert Fürsten und Minister, und ich das Gewissen, denn wo es Anstände gibt, wendet man sich an mich. Ergo. Eben komme ich heute seiner Excellenz demonstrative zu zeigen, daß er optima conscientia etwas thun kann, wobey ihm sein Herz einigen Skrupel gemacht hat. Wenn Sie ebenfalls einen Anstand haben sollen, wenden Sie sich nur directe an mich, oder auch indirecte.

Fritz. (Bey Seite.) Ich weiß nicht, was ich aus diesem Menschen machen soll. Entweder geht es in seinem Kopfe nicht richtig zu, oder er ist einer der ersten Hypokriten.

Mag. Sie sehen mich so wunderlich an, als wüßten Sie nicht, was Sie von mir halten sollen.

Fritz. Ich gestehe es Ihnen offenherzig, Sie haben mich in Verlegenheit gesetzt.

Mag. Ich will Ihnen mehr Licht in der Sache anzünden. Sie wissen, es gibt mancherley Vorfälle an Höfen, wodurch unser Gewissen — und unser Gewissen ist ja doch Alles, — leicht kompromittirt werden kann. Ein unruhiges Gewissen ist die höchste Pein; man braucht daher Rath und Hilfe, und darin thut es mir Keiner bevor. Ich demonstrire Ihnen, was recht und unrecht ist, ad amussim.

Fritz. Wenn ich's Ihnen offenherzig sagen darf, Herr Magister, so muß ich Ihnen gestehen, ich halte wenig auf Demonstrationen. Der beste Gewissensrath ist unser Herz, und reiner Wille der beste Haustheolog. Die Gebothe des Herrn sind die Basis meiner Handlungen, Liebe des Nächsten der Grund, auf den ich baue; meine Richtschnur: Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue auch keinem Andern.

Mag. Alles das Ding ist gut, aber es gibt intrikate Fälle, wo man distinquiren muß.

Fritz. Unser Herz muß einfältig seyn wie die Natur, und unsere Handlungen einfach, wie die Lehre des Stifters unserer Religion; der distinquirte nicht, seine Reden waren kurz, abgebrochen, aber wahr; wohl aber distinquirten die Pharisäer. Ich für mich handle nach dem gesunden Menschenverstande, nach den einfachen Grundsätzen meines Evangeliums, und bin damit zufrieden.

Mag. Alles gut und trefflich; aber nur nicht auf

alle Fälle anwendbar. Hier ist gleich ein Fall; lesen Sie. (Er überreicht ihm ein Papier.)

Fritz. Ich hab' die Sache gelesen; sie ist mir bekannt. Sie betrifft den armen Pastor Rott; der Herr Minister übertrug mir das Referat, und ich hab' es bereits aufgesetzt.

Mag. Vermuthlich werden der geheime Kabinetssecretär der nähmlichen Meynung seyn, wie ich.

Fritz. Nein, Herr Magister! unsere Meynungen sind himmelweit verschieden.

Mag. Wie das?

Fritz. Sie wollen den Pastor Rott unglücklich machen, ihn von seinem Amte entfernen, und das will ich nicht.

Mag. Behüthe Gott! ich will ihn nicht unglücklich machen — strafen will ich ihn für sein keckes Unternehmen, denn mir scheint, er ist ein heimlicher Deist, er verbreitet Grundsätze, die der Religion entgegen sind, und das ist gewiß höchst strafbar.

Fritz. Mein Herr Magister! Sie beurtheilen die Sache von einer ganz unrechten Seite. Es mag wohl die Wärme des Herzens den bedauernswürdigen Pastor manchmal zu undeutlichen Ausdrücken hingerissen haben — aber daß er ein bloßer Deist sey, das kann ich wirklich nicht finden. Verbrechen, mein Herr Magister, verdienen freylich Strafe; aber unwillkührliche Fehler verdienen bey redlichen Leuten nur Warnung oder Ahndung, und dieses ist hier der Fall. Sie wollen einen

Mann von seiner Stelle entfernen, in der er schon so viel Gutes gewirkt hat. Er ist in der Gegend bekannt; Alles liebt ihn; sagen Sie mir, Herr Magister, sind wir denn nicht alle Menschen, die fehlen können? Kann ein einziger Fehler jahrelange Verdienste vertilgen? Sagt uns das das Christenthum? Wer je gesunden Menschenverstand hat, kann einsehen, daß der Mann in der Hitze seiner Phantasie manchen zweydeutigen Ausdruck hinschrieb. Warum will man Alles verbittern und verunglimpfen? Mich däucht, eine Ahndung wäre genug Strafe für ihn.

Mag. Diese Antwort hätte ich gar nicht erwartet, Herr geheimer Sekretär. Ich vermuthete, Sie wären ein Mann, der Religion im Herzen hat, und der das Christenthum schützen würde.

Fritz. Immer Religion und Christenthum im Munde, Herr Magister, und Menschenhaß und Groll im Herzen. Den Menschen zurecht führen, ihn bessern, das sagt die Religion, nicht ihn unglücklich machen.

Mag. Ich kann nicht begreifen, warum Sie die Partey dieses Freygeistes nehmen, dieses Erzketzers.

Fritz. Und ich kann nicht begreifen, was denn Sie die Sache angeht. Bleiben Sie bey Ihrem Geschäfte, Herr Haustheolog, und überlassen Sie mir die Referate.

Mag. Und ich werde nicht ruhen, bis dieser Mensch von seiner Stelle ist.

Fritz. Das wollen wir sehen! Und ich werde nicht ruhen, bis er wieder festsitzt. Glauben Sie denn,

man kann mit Menschen wechseln, wie mit Ballen, und geschickte und redliche Leute wachsen wie die Holzbirnen an Bäumen?

Mag. Wenn es nur darauf ankömmt, einen geschickten und wackern Mann vorzuschlagen, so habe ich schon einen in petto, einen würdigen, religiösen, conduite-vollen Menschen, meinen Vetter, den Herrn von Lampe.

Fritz. Sieh! nun geht die Sonne für mich am Horizont auf. Der redliche Pastor Rott, der soll von seiner Stelle, um dem Herrn von Lampe Platz zu machen. Dringen Sie nicht weiter in mich, ich kenne nun Ihren ganzen Charakter; Sie sind ein wahrer Hypokrit, der die Religion nur zum Deckmantel nimmt, um andern redlichen Leuten zu schaden; der, um seinen unersättlichen Nepotismus auszuführen, alle redlichen Leute von ihren Stellen entsetzen möchte, um sie mit seinen Kreaturen zu besetzen. Aber Sie betrügen sich, wenn Sie glauben, Sie finden einen Mann an mir, den Sie zum Gehilfen Ihrer heimtückischen Absichten brauchen könnten. Ich hasse alle diese Schleichwege; sie sind Verderben in Staaten; der ehrliche Mann geht den geraden Weg, der Wurm kriecht und schleicht; ich würde mich schämen, wenn ich mich je zu solch einem ungerechten Vorhaben könnte brauchen lassen; ich wollte lieber meine Stelle verlassen, meinen Nahmen aus dem Staatskalender auskratzen, als daß ich mich je zu dem Aufsatze eines unbilligen Referats würde gebrauchen

lassen — nein, so will ich mich in der Stelle, in der ich bin, nie brandmarken.

Mag. Sie werden hitzig — aber bedenken Sie nur, welche Verantwortung Sie sich zuziehen, diesen Mann noch länger bey seinem Amte zu belassen, da Sie nun wissen, da ich Ihnen gesagt habe, daß er ein Mann ohne Religion ist. Sie haben daher keine Ausflucht mehr in Ihrem Gewissen; am großen Tage des Gerichts — da wird es nicht heißen, ich habe es nicht gewußt; man wird Ihnen antworten, der Magister Blum, der redliche, gutmeinende Haustheolog, der hat es Ihnen gesagt.

Fritz. Ich bitte Sie doch, Herr Magister! verschonen Sie mich mit diesem albernen Gezeuge; ich hoffe, wir werden am Tage des Gerichts nach unsern Denkarten nicht so nahe bey einander stehen. Aus was urtheilen Sie denn, daß der gute Pastor Rott keine Religion haben soll? Weil er nicht Grimassen schneidet und heuchelt? Weil er nicht in allen Häusern herumläuft, um andere Menschen zu verläumden, oder vielleicht zu ehrlich ist, seine Aufwartung bey Ihnen zu machen? — Das nennen Sie keine Religion haben; aber Sie täuschen mich nicht; Ihre Selbstliebe, Ihre Leidenschaften sind die wahre Ursache, warum Sie diesen Menschen verfolgen, nicht Religion, denn Religion verfolgt nicht.

Mag. O gerechter Himmel! hat mir doch auf

Gottes Erdboden noch Niemand solche Impertinenzen gesagt:

Fritz. Sie nennen Wahrheit Impertinenz? Gehen Sie, Herr Magister, und lassen Sie mich ungestört bey meinem Geschäfte! Sie bringen mein Blut in Wallung. Von Ihnen werde ich nie lernen, was Religion ist, denn Sie haben keine, Sie sind ein dummer leidenschaftlicher Bigott — ich muß es Ihnen frey heraus sagen. Ich hasse den Unglauben wie den Aberglauben; beyde sind der Menschheit schädlich, aber kein Volk wird zum Unglauben übergehen, das nicht bevor durch den Aberglauben verdorben worden ist; der Bigott, der Heuchler schadet dem Staate eben so, ja noch mehr als der Freygeist. Des Letztern irregeführte Vernunft kann wieder zurückkehren, dem Ersten aber bleiben keine Mittel in dem falschen Schlafe seines Gewissens übrig. Als Bigotten wurden Königsmörder gebildet, die freylich nicht mordeten, wie gemeine Mörder, sondern den Dolch unter heiligen Kleidern versteckten, und die Wunden, die sie der Menschheit versetzten, durch Grimassen wieder zu heilen suchten, und das Blut, das ihre Hände befleckte, mit Crokodillzähren von ihren Dolchen wuschen. Pfui! entehren Sie nicht so das Christenthum, dieses ist von einer Würde und Größe, die der Blick eines Insekts, das im Staub kriecht, nicht erreichen kann. Ihnen aber, Herr Magister, ist nicht um Religion zu thun, so wenig als dem Tartarchan um die Verfassung unserer Polizey. Interesse, Privathaß, Kabalen=

sucht — darin liegen ihre Beweggründe; ich kenne die Menschen zu gut — Sie, Herr Magister, kennen mich nicht blenden. Ich verbitte mir, so lange Sie Ihre Denkart nicht ändern, auf immer Ihren Besuch.

Mag. Gut! ich werde Sie nicht länger belästigen. Ihr ganz ergebenster Diener! (für sich) Warte nur, du sollst es fühlen, was es heißt, einen Haustheologen zu beleidigen. (ab).

Achtes Gespräch.

Fritz allein.

Heilige Religion! wie wirst du entehrt, und herabgesetzt! — Im Herzen fühlt selbst der Schurke die Größe deiner Würde, obwohl er deine heilige Lehre nie in Ausübung bringt, denn fühlte er diese Würde nicht, so würde er nicht zu dir Zuflucht nehmen, die Miene der Tugend entlehnen, um den Redlichen desto sicherer zu betrügen.

Neuntes Gespräch.

Baron Rosenfeld, Minister. Fritz. Der Minister tritt aus seinem Zimmer.

Minister. Guten Morgen Herr von Reben. Sie waren schon fleißig; ohne Zweifel sind die Referate schon fertig.

Fritz. Ja, Euer Excellenz! es ist Alles in Bereitschaft.

Minist. Brav, junger Mann! Sie sind thätig,

fahren Sie so fort; Sie werden an mir einen Freund und den Beförderer Ihres Glückes finden. Ueberreichen Sie mir die Papiere!

Fritz. Hier ist das Referat, Eure Excellenz, in Betreff des Pastors Rott.

Minist. (liest). Gut! vortrefflich. Recht — diese Stille ist herrlich (er liest). »Ich bin wesentlich überzeugt, daß die böse und lockere Lebensart manches Pastors, der in seinem Leben nichts geschrieben hat, mehr Aergerniß und Verführungsgefahr fürs Volk ist, als des guten Rott Abhandlung über den Deismus, die in die Hände weniger Menschen kam. Böse Beyspiele verführen mehr als Schriften, und in unsern Zeiten sind viele Menschen durch ihren unsittlichen Lebenswandel ein öffentliches Buch der Aergerniß und der Verführung.« — Bravo, junger Mann! Sie haben recht; schlechte Schriften können Schaden stiften, aber schlechte Sitten stiften noch weit einen größern. Das große Sittenbuch, woraus das Volk liest, ist der Lebenswandel der Größern; wenn es da unrichtig zugeht, wie kann das Volk besser werden? Die Tugend gleicht der Sonne; ihr wohlthätiger Einfluß kömmt von oben herab; böse Beyspiele an Höfen verderben die Menschen durch die Macht der Nachahmung in Hütten. Wer des Volkes Sitten bessern will, der fange an, die Größern gut und untadelhaft zu machen. So spricht reine Philosophie, so reines Christenthum. Daher ist auch das Christenthum verhaßt, denn es sagt dem Großen wie dem

Kleinen: Dieses oder Jenes darfst du nicht thun — dem Bauer in der Hütte, wie dem Fürsten auf dem Thron: Dieses ist unrecht. — Ihr Referat ist schön gearbeitet. (Er unterschreibt es). Was haben Sie ferner?

Fritz. Hier ist das Referat in Betreff der geheimen Kommission.

Minist. (liest). Wieder gut! Sie haben durchgehnds recht. Geheime Kommissionen sind unnöthig dort, wo öffentliche Justizstellen sind, die über Recht und Unrecht sprechen. In Untersuchungen, die die Ehre und das Leben eines Bürgers im Staate betreffen, muß man der öffentlichen Gerechtigkeit nie die Hände sperren. Menschen, die die Sache von dem ordentlichen Wege auf Seitenwege leiten wollen, haben selten reine Absichten. Wer ehrlich ist, bleibt auf der Heerstraße, der Räuber versteckt sich auf Seitenwege. Als Cromwell den guten Karl in England verurtheilen wollte, veränderte er viermahl das Parlament, bis er endlich so viel Stimmen herausbrachte, die das Todesurtheil über den Unglücklichen sprachen. Sie haben recht; die Sache muß den ordentlichen Justizweg laufen. (Er unterschreibt). Was haben Sie noch weiter?

Fritz. Hier das Referat über den Gotteslästerer.

Minist. (liest) Gut! Sie schreiben mit Wärme, man sieht, daß Ihnen die gute Sache am Herzen liegt, ich bin zufrieden, und mit Ihnen verstanden. Ich weiß nicht, wie es möglich war, daß die Justizstelle auf den Tod dieses Menschen dringen konnte. Man hat doch

noch so unrichtige Begriffe von Verbrechen und Strafen. Die Strafe muß immer die Besserung des Uebelthäters zum Endzwecke haben, sonst ist sie nicht Strafe, sondern Rache, und rächen darf sich der Staat nie. Aber die Bigotten werden die Nase rümpfen, wenn wir diesen Menschen nicht zum Tode verurtheilen. Sie erklärten ihn ja als einen Gotteslästerer, und dürsteten schon nach seinem Blute.

Fritz. Ja, Eure Excellenz! Aber denken Sie nur, wie widersinnig! Der arme Mensch handelt mit geistlichen Bildern, sein Handel ging sehr mißlich, denn wer außer dem einfältigen Landmanne kauft noch solche Bilder? sie sind erbärmlich schlecht gestochen — man darf sagen, Gottes und seiner Heiligen Würde ist durch eines Pfuschers Griffel verhunzt. Der Mann verkaufte nun drey ganzer Tage hindurch nicht um einen Hellerswerth. Er ward überdrießig, sprang mit Füßen in seine Waare, und warf seine Bilder in den Strom. Nun sollte er als er Gotteslästerer und als ein Heiligenschänder gestraft werden.

Minist. Wie kann man doch auf solche extravagante Einfälle kommen! — Ein Mensch, der seine eigene Waare, mit der er sich ernähren muß, ins Wasser wirft, der muß seines Lebens überdrießig, oder ein Narr seyn.

Fritz. So sagt mir ebenfalls mein Herz und die Vernunft.

Minist. Wir wollen hinschreiben, daß er leben

soll. (Er schreibt) Aber bey höchster Strafe soll er nicht mehr mit geistlichen Waaren handeln; wir wollen ihm aber einen bessern Handel verschaffen. Zum wenigsten einen solchen, wo er nicht ausgesetzt ist, lebendig verbrannt zu werden, wenn ihn die Lust anwandeln sollte, seine Waare ins Wasser zu werfen.

Fritz. Eure Excellenz sind gerecht.

Minist. Aber sagen Sie mir, lieber Freund, wie ist es doch möglich, daß man so schief urtheilen kann?

Fritz. Eure Excellenz haben mehr Menschenkenntniß als ich; Sie haben mehr Erfahrung, mehr Einsicht; sind lange am Hofe, und werden wissen, welche Gewalt die Leidenschaft über schwache Köpfe hat. Ich habe die Zeit über, als ich in Hofdiensten stehe, nur so viel beobachtet, daß ein großer Theil von Menschen aus Erzheuchlern besteht. Der kleinsten Sache willen ließen sie einen Andern am langsamen Feuer braten, wenn sie sich nur dadurch den Schein geben könnten, als wären sie im Herzen besser als Andere. Die Zeloten, die Eiferer ohne Licht, die sind die Kanibalen in unsern Ländern, denn ihre Unduldsamkeit würde morden und tödten, wenn sie nur Gewalt hätte.

Minist. Sie haben recht; aber sagen Sie mir, lieber Reben, mich däuchte ja, als ich noch in meinem Zimmer war, Sie disputirten hier etwas heftig — war vielleicht mein Haustheolog bey Ihnen?

Fritz. Ja, Eure Excellenz.

Minist. Der Mensch hat Sie gewiß grob beleidigt.

Fritz. Wenn so ein Ding, das sich Mensch nennt, ein anderes Wesen, das Mensch ist, beleidigen könnte, ja. Ich bin aber über das hinaus. Ich sehe diese Art von Menschen als Thiere an, die ausschlagen. Wenn ich sie einmahl kenne, so hüthe ich mich, ihnen nahe zu kommen; verletzen sie mich von ungefähr, so denke ich, in Gottes Namen! Mancher ehrliche Mann bekam einen Tritt von einem Roß. Fordert es aber meine Pflicht, daß ich mit ihnen zu thun haben muß, so habe ich auch eine derbe Knute, und ich will einem nicht rathen, daß er mir an die Beine klopft.

Minist. Sie gefallen mir durch Ihr offenes Wesen. Aber so viel Sie Kopf und Herz haben, so sind Sie nicht für den Hof geschaffen. Ich wünschte, Sie hätten mit dem Magister nicht gezankt. Solche Leute müssen Sie auf eine ganz andere Art behandeln.

Fritz. Eure Excellenz! ich bin jung, und will mich gern belehren lassen.

Minist. Wackerer Mann! Es gibt Menschen an Höfen, deren Charakterzüge Sie nicht in der einfältigen Natur finden, sondern nur in der höchst verdorbenen. In diese Klasse von Menschen gehört auch der Magister; er rühmt sich, und machet sich groß, als wäre er mein innigster Freund. Die Welt glaubt es auch, und urtheilt, er hätte bey mir einen großen Einfluß; ich aber verachte diesen Menschen im Grunde meines Herzens; ich kenne das Innerste seiner Seele, aber nie lasse ich's ihn merken, daß ich es kenne.

Ich weiß, daß er ein Heuchler ist, er glaubt aber, ich halte ihn für einen Heiligen. Solche Menschen muß man so behandeln, denn dieser ist der einzige Weg, ihnen viel zu schaffen zu geben, und sie selbst durch eigene Kraft zu schwächen; die Kröte tödtet man durch ihr eigenes Gift. Der Magister macht den Heuchler, und wenn er böse Absichten durchsetzen will, so spricht er mir immer von Gewissen und Religion; wenn ich nun seine Schliche merke, so gebe ich ihm so viel Zweifel und Anfragen aufzulösen, die er mir alle schriftlich beantworten muß, und bis er mit seinen Dissertationen, Distinktionen und Demonstrationen fertig ist, so hat die Sache längst eine andere Wendung genommen. Wenn er vernünftig wäre, so würde er einsehen, daß ich ihn für einen Narren halte, das läßt aber sein Stolz nicht zu. Lassen Sie, mein Freund, den Narren und Schurken nie merken, daß Sie selbe als Narren und Schurken kennen, sondern behandeln Sie sie so, als wenn sie weise und rechtschaffen wären, und durch diese Klugheit können Sie oft die boshaftesten Plane vernichten, und Schurken und Narren in die größte Verlegenheit setzen, denn keiner will als ein Schurke und Narr angesehen seyn. Nicht einmahl habe ich meinen Haustheologen schon dahin gebracht, daß er selbst das Gegentheil meiner Absichten befördern mußte.

Fritz. Eure Excellenz vereinigen die größte Klugheit mit Rechtschaffenheit und Tugend; ich werde Ihre

weisen Lehren mir zu Nutzen machen, und mich nach selben bilden.

Minist. Merken Sie sich noch was, junger Mann! Es gibt keine elendere Politik, als die Politik des Lasters, denn sie ist ohne Kleid — nackt kann und darf sie nicht erscheinen, sie muß daher das Kleid der Tugend zu entlehnen suchen, und wer die Tugend kennt, weiß wohl die Person von dem Kleide zu unterscheiden. Wenn Sie am Hofe den Wolf in Schafskleidern kommen sehen, so machen Sie keinen Lärmen, lassen Sie sich's nicht merken, daß Sie wissen, daß er Wolf ist, betragen Sie sich gegen ihn, daß er glaubt, Sie sehen ihn wirklich für ein Schaf an; nur beobachten Sie ihn, separiren Sie ihn von den übrigen Schafen, damit er nicht schaden kann, und geben Sie ihm Heu, wie andern guten Schafen zu fressen, und er ist jämmerlich geprellt, denn er möchte Lammfleisch, und darf sich's nicht merken lassen. Darin liegt wahre Politik; der Boshafte möchte zerbersten und darf nichts sagen. Merken Sie sich dieses! — Nun eile ich nach Hof; ich werde dem Fürsten Ihren Fleiß und Eifer melden. Unterdessen seyen Sie so gütig, die Leute, die noch im Vorzimmer sind, anzuhören, und mir bis morgen über ihr Begehren die Referate zu verfertigen.

Fritz. Ich werde Eurer Excellenz genau gehorchen. (Minister ab.)

Zehntes Gespräch.

Fritz. Eine Weile hernach der Bediente des Ministers.

Fritz, klingelt.

Der Bed. Was befehlen der Herr geheime Referendar?

Fritz. Sind viele Leute im Vorzimmer?

Bed. Nur zwey Personen. Eine arme Frau und ein junger Mensch, der sich aber äußerte, daß er was sehr Dringendes anzubringen hätte.

Fritz. Gut! Das Dringende geht vor; der junge Mensch soll herein kommen.

Eilftes Gespräch.

Fritz. Ein junger Mensch.

Fritz. Wer sind Sie? und worin besteht Ihr Begehren?

Der junge Mensch. (stotternd) Sie werden — — mich wohl kennen.

Fritz. Ich kenne Sie nicht; was wollen Sie? Ihr Nahme? — Ihr Amt? —

Der junge M. Mein Nahme ist — — mein Nahme ist — ja — mein Nahme ist — Styx; mein Amt — — ich bin geheimer — —

Fritz. Geheimer Sekretär? —

Der j. M. Ich bitte um Vergeben — — geheimer — geheimer —

Fritz. Geheimer Kanzellist? —

Der j. M. Nichts weniger, Eure Gnaden — geheimer — —

Fritz. So sagen Sies doch heraus!

Der j. M. Ich bin geheimer Denunziant.

Fritz. Geheimer Denunziant — — was ist denn das für eine Charge? Ich will darüber im Hofkalender nachschlagen.

Der j. M. Ja, darin ist diese Stelle nicht bemerkt.

Fritz. Was ist denn Ihr Geschäft?

Der j. M. Mit aller Ehrfurcht zu sagen, die Leute auszuspioniren.

Fritz. Also geheimer Spion.

Der j. M. Wenn Sie so wollen — — aber geheimer Denunziant ist weniger auffallend.

Fritz. Ja ja, ist weniger auffallend, aber doch immer Spion. Das ist ein abscheuliches Metier, mein Herr! Wer hat Sie dazu dekretirt? Der Fürst gewiß nicht, denn der Fürst kann unredliche Leute nicht dulden, ich kenne sein Herz.

Der j. M. Ich bin dazu nicht dekretirt, aber man fand, daß ich die Qualitäten dazu besitze.

Fritz. Da müssen Sie elende Qualitäten haben, denn nur ein Erzschurke kann einen geheimen Spion machen; es ist die Pflicht jedes ehrlichen Mannes, das öffentlich anzuzeigen, was dem Staate oder dem Fürsten nachtheilig seyn könnte, aber geheime Anzeigen schmieden, das kann nur ein Mensch, der selbst ein geheimer Schurke ist.

Der j. M. Verzeihen Eure Gnaden, ich verdiene diese Vorwürfe doch nicht. Ich bin ein armer Mensch,

der nichts zu leben hat; ich glaubte dadurch mich empor zu schwingen. Was thut man nicht für das liebe Brod!

Fritz. Ja, es ist weniger dein Fehler, als der Fehler des Staats, denn dieser muß nie Gelegenheit geben, daß Menschen ihr Brod auf unrechten Wegen suchen. — Aber was haben Sie da für ein Papier?

Der j. M. Es ist eine Liste von verdächtigen und ihren Grundsätzen nach höchst gefährlichen Leuten, die ich übergeben wollte.

Fritz. Und hierüber disponiren Sie? Lassen Sie sehen! — Welche Menge von rechtschaffenen Menschen doch nicht auf dieser Liste steht! Wissen Sie, Herr Styr, was wohl dem Fürsten übrig blieb, wenn er alle diese Leute von ihren Stellen entfernen wollte?

Der j. M. Nein!

Fritz. Nichts als Dumköpfe und Schurken. (Er zerreißt das Papier). Unterstehen Sie sich nicht mehr, mir mit solchen Listen unter die Augen zu kommen. Ihrer äußersten Armuth will ich diesen Schritt noch verzeihen. Der Weg ist unedel, sich auf Kosten ehrlicher Leute empor zu schwingen. Ich will Ihnen eine bessere Art sich zu ernähren anweisen, damit Sie nicht Ursache haben, als ein Staatsbandit den Ruf ehrlicher Leute zu morden. Kommen Sie morgen! Ihre Schrift ist gut; Sie sollen als Kanzellist angestellt werden. Aber bey Leibe lassen Sie sichs nicht merken, daß Sie dieses abscheuliche Handwerk nur eine Viertelstunde getrieben

haben, denn sonst würde kein redlicher Mann an Ihrer Seite mehr dienen.

Der j. M. Ich werde Euer Gnaden gehorchen; verzeihen Sie meiner Armuth und meiner Jugend! Vielleicht hätte ich auch diesen Schritt nicht gethan, wenn nicht der Magister Blum —

Fritz. Der verwünschte Heuchler! Es ist nicht genug, daß seine Seele im höchsten Grade verdorben ist, er will auch noch andere Menschen verderben. Leben Sie wohl! (Styx ab).

Der Bediente kömmt. Soll die arme Frau herein kommen?

Fritz. Sie soll kommen!

Zwölftes Gespräch.

Fritz. Frau von Turnau. Turnau macht eine tiefe Verbeugung.

v. Turnau. Gnädiger Herr!

Fritz. Nähern Sie sich, gute Frau! Was ist Ihr Begehren? Nähern Sie sich! Seyen Sie nicht schüchtern. Was wollen Sie? Sprechen Sie!

v. Turnau. Gnädiger Herr! Sie haben ein gutes Gesicht; der Ruf ist auch, daß Sie ein christlicher, menschenliebender Mann sind. Ich habe eine große Angelegenheit, und eine gerechte Bitte meinem Fürsten vorzutragen. Ehe ich's Ihnen aber sage, ehe ich meine Bittschrift überreiche, versichern Sie mich, daß Sie, wenn mir nicht geholfen werden kann, mein Zu=

trauen nicht mißbrauchen, daß Sie mich nicht unglücklicher machen werden als ich schon bin.

F r i t z. Gewiß nicht, meine liebe Frau! so wahr als ich mir auch Gnade bey Gott wünsche.

v. T u r n a u. Lassen Sie den Diener abtreten. (Fritz winkt ihm abzugehen). Nachdem ich gehört habe, daß der vorige Kabinetssekretär gestorben ist, und Sie gnädiger Herr — denn Jedermann spricht von Ihnen gut, seine Stelle erhalten haben, so habe ich es wieder gewagt, hieher an diesen Ort zu kommen, der mir so viele Thränen gekostet hat.

F r i t z. Erklären Sie sich deutlicher!

v. T u r n a u. Das will ich auch. Erlauben Sie nur, daß ich mich ein wenig erhole.

F r i t z. Setzen Sie sich, meine liebe Frau!

v. T u r n a u. Es geziemt sich nicht.

F r i t z. Man setzt sich in der Kirche, wo Gott ist, warum sollen Sie vor mir nicht sitzen?

v. T u r n a u. Wenn Sie es also erlauben.

F r i t z. Erzählen Sie, ich will Sie anhören, wie ein Freund seine Freundin anhört.

v. T u r n a u. Ich suche seit 8 Jahren Gerechtigkeit, und kann sie nicht finden. Ich war hundertmahl in diesem Hause, und konnte den Minister nie sprechen. Der verstorbene Referendar — Gott sey seiner Seele gnädig, und lasse ihm dort nichts entgelten! der verstorbene Referendar hat mir alle Wege abgeschnitten, Gerechtigkeit zu erlangen. Ich wollte dem Für-

sten einen Fußfall machen, aber die Intrigue wußte mir zuvor zu kommen. Man erklärte mich als eine Närrin, und ich wurde in ein Narrenhaus gebracht, wo ich 6 volle Jahre nebst meiner Tochter, einem schönen jungen Mädchen, die Zeit meines Lebens in einem Kerker zubrachte. Nur ein Zufall, oder vielmehr Gottes Fügung will ich sagen, rührte das Herz meiner Wärterin. Ich erzählte ihr meine ganze Geschichte; sie verschaffte mir und meiner Tochter eine Kleidung, und ich wagte nochmahl mein Aeußerstes. Gnädiger Herr! ich falle zu Ihren Füßen; können Sie mir nicht helfen, sagen Sie mir es aufrichtig, und machen Sie mich und meine Tochter nicht unglücklicher als wir sind!

Fritz. Stehen Sie doch auf, gute Frau! der Mensch kniet nur vor Gott!

v. Turnau. Wenn Sie mir nicht helfen können, so will ich wieder in meinen Kerker zurückkehren, um die Tage meines Lebens mit meiner Tochter dort zu beschließen; können Sie aber helfen, so verlassen Sie eine Unglückliche nicht!

Fritz. Ich werde gewiß helfen, wenn es möglich ist. Reden Sie nur deutlicher!

v. Turnau. Nur noch einige Fragen: Lebt der Magister Blum noch? Hat er noch den Einfluß am Hofe, den er einst hatte?

Fritz. Er hat wenig Einfluß bey guten Leuten.

v. Turnau. Kann er Ihnen nicht schaden? Scheuen Sie ihn nicht?

Fritz. Ich scheue keinen Menschen, wenn es um Gerechtigkeit zu thun ist. Ich gehe dem Insekt aus dem Wege; wenn es sich aber um meinen Fuß schlingt, so schleudere ich es in einen Winkel.

V. Turnau. O Gott! so hören Sie mich an! Unter dem Scheine der Andacht kam dieser Magister oft in mein Haus, wo ich ruhig lebte, und die kleine Pension mit meiner Tochter verzehrte, die mir der Fürst nach dem Tode meines Mannes anwies. Ich hatte eine Tochter, ein liebevolles Mädchen, ganz Unschuld, ich hätte sie gut versorgen können, ein junger edler Mann warb um sie, allein der Magister wußte mir diesen Jüngling so verdächtig zu machen, daß ich ihm die Hand meiner Tochter versagte. Ich glaubte zu selber Zeit noch dem Heuchler; kurz darauf entlarvte sich der Bösewicht, er lockte meine Tochter unter dem Vorwande, sie in Religionssachen zu unterrichten, oft auf sein Zimmer, und verführte die Unschuldige — ich weiß nicht unter welcher Bethörung. Gnädiger Herr! ich weiß, daß wir alle Menschen und schwach sind, daß der Beste nicht davon ausgennmmen ist; es schmerzte mich der Zufall, aber ich hatte doch Mitleid mit dem Fehlenden; aber — bald entlarvte sich das heuchlerische Ungeheuer; nicht genug, daß er meine Tochter bewegen wollte, das unschuldige Geschöpf, das unter ihrem Herzen keimte, und kaum das Leben empfing, wieder zu zerstören; er trieb seine Bosheit noch weiter — mit einem Worte, gnädiger Herr! er ist

die Ursache, daß ich mit meiner Tochter 6 ganze Jahre als eine Wahnsinnige verleben mußte, damit die Welt den gottlosen Gleißner nicht entdeckte.

Fritz. Arme Frau! haben Sie Beweise?

v. Turnau. Ja, Briefe und Zeugen.

Fritz. Gut! hier ist Geld; miethen Sie sich in einem Privathause ein Zimmer, leben Sie ruhig, verlassen Sie sich auf mich, thun Sie keinen Schritt weiter, und vertrauen Sie sich Niemanden! Es wird Ihnen geholfen werden.

v. Turnau. Ist es aber gewiß? — Sie sind aber doch aufrichtig?

Fritz. Sie beleidigen mich empfindlich, Madam

v. Turnau. Verzeihen Sie mir! Wer die Hofleute so kennen gelernt hat, wie ich; wer so oft durch die schmeichelhafteste Miene ist hintergangen worden, dem ist es zu verzeihen, wenn er an Allem zweifelt.

Fritz. Gute Frau! wie nehme ich Antheil an Ihrem Schicksale! Seyen Sie getrost, und Gott sey Ihr Schutz! (Turnau ab.)

Dreyzehntes Gespräch.

Fritz allein.

Abscheulicher Heuchler! Hypokrit, wie es keinen mehr in der Welt gibt! So behandelst du die Menschen? Ja es ist auch der Heucheley ganz ähnlich. So rächet sich die Natur durch Verbrechen an denen, die sich schämen, Schwachheiten begangen zu haben, aber nicht

Laster auszuführen. Ich vertheidige nicht die Wollust, nicht die Mädchenverführung; wer aber einmahl aus Schwäche gefehlt hat, der bekenne seine Schwäche. Fehlen ist das Antheil der Menschen, aber im Fehlen verharren, die Eigenschaft des Teufels. Heilig sind ja die Pflichten der Natur, und es ist ja keine Schande, diese Pflichten zu erfüllen; sie sind Jedem heilig, welchen Rock er auch immer tragen mag.

Ende der ersten Abtheilung.

Zweyte Abtheilung.

Erstes Gespräch.

Ein Zimmer in dem Hause des geheimen Raths von Mennern. Amalie. Rosalie, ihre Vertraute.

Amalie. Es geht schon gegen 1 Uhr, Rosalie, und Fritz ist noch nicht hier. Noch nie blieb er so lange aus.

Rosalie. Ja, die gewöhnliche Stunde seines Besuchs ist nach 12 Uhr. Aber er wird Geschäfte am Hofe haben.

Amalie. Nicht wahr, Rosalie! Fritz ist doch ein guter Junge. Ich werde mit ihm nicht unglücklich seyn. Wie freudig ist er nicht allzeit, wenn er Gelegenheit hat, Gutes zu thun! Mit welcher Wärme erzählte er uns das Leiden jedes Bedrängten! Wie oft habe

ich ihm nicht eine Thräne von seinen Augen geküßt, die für einen Unglücklichen floß!

Rosalie. Er ist recht gut, und er liebt Sie auch unaussprechlich.

Amalie. Das glaubst Du; ich besorge aber immer, Fritzens Liebe wird mir entrissen! Wie viele Mädchen werden nicht nach ihm lüstern seyn! Sein Amt, sein Geschäft rufen ihn nun in die große Welt — da könnte er wohl seine Amalie vergessen.

Rosalie. Das wird er nie. Als Fritz Sie zu lieben anfing, hat sein Herz gewählt, nicht seine Sinne. Ein schönes Mädchen kann zwar ein minder schönes verdrängen, wenn der Liebhaber bloß an der Larve hängt, wenn es aber Schönheit der Seele ist, so wird es keine Amalien bevorthun.

Amalie. Du lose Schmeichlerin! Gut möchte ich wohl seyn, aber ich fühle, wenn ich in mein Inneres sehe, wie viel mir noch fehlt, um Anspruch auf Menschengüte zu haben.

Rosalie. Eben das beweist Ihre Güte. Weise wird der, der anfängt einzusehen, daß er Nichts weiß, und der fängt an klug zu werden, der erkennt, daß ihm noch Vieles zum Guten fehlt.

Amalie. Liebe Rosalie! wenn ich heirathe, mußt Du mich nicht verlassen. Du hast seit dem Tode meiner Mutter, Mutterstelle an mir vertreten; ich bedarf immer Deines Raths, denn ich möchte ein gutes Weib werden.

Rosalie. Folgsames, liebes Mädchen! ich verlasse Sie nicht, so lange ich lebe.

Amalie. Ich bin Dir so viel Dank schuldig, Rosalie! Du hast mich christlich erzogen, und gabst meinem Herzen reine Grundsätze. Ich verdanke ihnen so viele vergnügte Stunden; da sich viele meiner Gespielinen immerzu über lange Weile beklagen, so unterhält mich jede Blume, jeder Vogel; ich sehe in der ganzen Natur Gottes Güte, des Schöpfers Liebe, und lese in jedem Blatte Zufriedenheit. Wenn ich mit meinem Vater auf dem Lande bin, wenn Schnee die Erde deckt, Eis den Strom fesselt, so sieht mein Aug, wo es immer hinblickt, doch Naturfreude; der einsame blätterlose Baum, der rauchende Kamin der niedrigen Strohhütte, der einsame Raab, der von einer hohen Tanne mit rauher Stimme herabkrächzt, Alles ist Freude für mich, überall seh iche den Schöpfer, überall seine Güte. Ich gestehe es Dir aufrichtig, Rosalie, mir ist es nie lieb, wenn mein Vater in die Stadt wieder zurückkehrt. Welches Vergnügen habe ich hier — Ball und Visite, Besuche, wo man anders denkt und anders spricht, sich Schmeichelenen sagt, und im Herzen tadelt; wo ein Frauenzimmer das andere wegen einer Tändeley, wegen eines Bandes beneidet und haßt. Und dann die Freude des Balls — was will diese sagen? — Eine halbe Nacht in einem beständigen Taumel verträumen, und dann das Vergnügen der aufgehenden Morgensonne

verschlafen, das ist ja wirklich nicht Freude. Es bleibt bey allen dem unser Herz immer so leer. —

Rosalie. Wahrhaft, gutes Mädchen! Sie denken vernünftig. Auch liegt der Keim des Glückes schon in Ihnen. — Ich höre aber Jemanden die Treppe herauf kommen — vermuthlich ist's der geheime Referendar.

Amalie. O ja, er ist's!

Zweytes Gespräch.

Fritz v. Reben. Vorige.

Rosalie. Sie verdienen Vorwürfe, mein Herr geheimer Referendar! Warum so spät?

Fritz. Geschäfte hinderten mich, Ihnen eher meine Aufwartung zu machen.

Amalie. Seine guten Freunde besuchen, ist ja auch ein Geschäft, das man nicht vernachläßigen soll.

Fritz. Ja, wahrhaft, und das angenehmste Geschäft unsers Lebens; aber Menschenpflicht heißt uns oft unangenehme Geschäfte den angenehmen vorziehen.

Amalie. Das ist auch wahr. Ich war bekümmert um Sie, Fritz! denn Liebe ist sorglich. Vorwürfe aber kann Amalie ihrem Fritze nicht machen, weil sie weiß, daß er immer das thut, was besser und klüger ist.

Fritz. O Amalie! man soll freylich immer das thun, was besser und klüger ist; aber Amalie — Menschenherzen haben ja doch auch ihre Schwächen.

Amalie. Sie sind traurig, Fritz! Ich sehe eine Thräne in Ihrem Auge.

Fritz. Weinen Sie über mich, Amalie, daß ich so schwach bin, um zu weinen!

Amalie. Warum das?

Fritz. Soll man wohl weinen, wenn man gut handelt?

Rosalie. O gewiß nicht!

Fritz. Und ich weine doch darum!

Amalie. Sie sprechen räthselhaft.

Fritz. Amalie! ich fürchte Sie zu verlieren.

Amalie. Wie das?

Fritz. Ihr Vater hat den wichtigen Prozeß mit dem Juden Israel verloren, und mein Bruder war Proponent.

Amalie. Gott im Himmel! was sagen Sie! Und ihr Bruder Proponent!

Fritz. machen Sie ihm keine Vorwürfe, Amalie! Der Kampf seines Herzens war schrecklich; er hatte zwischen dem Unglücke seines Bruders und dem Unglücke einer armen Familie zu wählen. Er mußte entweder ungerecht seyn, oder seinen Bruder unglücklich machen. Bruderliebe und Gerechtigkeit lagen auf der Wagschale — o wenn Sie den Kampf seiner Seele gesehen hätten — der Unglückliche! unterliegen hätte sein Herz müssen, aber Menschenpflicht und Religion forderten mich auf, ihm Muth zuzusprechen; ich mußte ihm sagen, sey gerecht, und sollte ich auch Amalien verlieren. Sehen Sie, Amalie, so kann man rechtschaffen handeln, und doch eine Thräne dabey vergießen.

Amalie. Armer Fritz! Sie verdienen durch

— Ihre Handlung ganz Amaliens Liebe. Es ist hart, wenn sich Liebende trennen müssen; ich fühle die Härte des Schicksals in seinem ganzen Gewicht; aber Amalie wäre ungerecht, wenn sie forderte, Fritz sollte sie mehr als die Tugend lieben.

Fritz. O lasse Dich umarmen, trautes Mädchen! und diese Thräne des Gefühls träufle auf deinen Busen, unter dem ein so edles Herz schlägt.

Rosalie. O ihr guten Kinder! Die Vorsehung wird die Sache so lenken, wie es die Stärke euer Tugend verdient.

Fritz. O Amalie! was kostete meinem Herzen dieses Opfer, das ich der Tugend brachte! Alles, was ich habe, hätte ich mit Freuden aufgeopfert, selbst mein Leben — aber Dich Amalie, das war eine Prüfung, die für dieses schwache Herz zu stark war.

Amalie. Tröste Dich, Freund, und denke, Gott wollte es so. Er will, daß man ihm freudig das Opfer bringt, das er von uns begehrt. Er verzeiht zwar der Schwäche unsers Herzens, und dem Gefühle unserer Seele; aber seinem Willen aufs heiligste zu gehorchen, dieses ist die höchste Pflicht, die wir dem Urheber unsers Daseyns schuldig sind.

Fritz. Die Stärke deines Geistes, Amalie! richtet meinen Muth auf. Woher, trautes Mädchen, hast Du diese Stärke Deiner Seele genommen?

Rosalie. Es gibt Vorfälle in der Welt, meine Lieben, in welchen die Gottheit unser Herz prüfet; ge-

meine Menschenphilosophie langt nicht hin, die Prüfungen mit Stärke zu ertragen; es gehört ein höherer Schwung der Seele dazu, und diesen Schwung gibt nur die Religion, in deren Schooß wir auch die Quellen unsers Trostes finden.

Amalie. Du hast recht, Freundin! Menschentrost gleitet über unser Herz ab, wie eine Wasserquelle, die auf einen Stein fällt. Gottes Wort aber ist Stärkung, und schmilzt unsere Seele wie Gold, das von seinen Schlacken gereinigt ist.

Fritz. Ich höre Deinen Vater, Amalie! Mich däucht, es wäre rathsamer für diesen Augenblick, wenn ich mich entfernte. Ich will zu einer andern Zeit wieder kommen.

Rosalie. Sie haben recht; die ersten Eindrücke sind die heftigsten. Man muß die erste Hitze über den Verlust seines Prozesses verbrausen lassen. Vielleicht wird sich die Sache doch geben.

Fritz. Der Himmel füge es! Leben Sie wohl, Amalie! (Er küßt ihr die Hand) Leben Sie recht wohl!

Drittes Gespräch.

Vorige.

Amalie. Liebe Rosalie! flöße Trost in mein Herz, daß der Gedanke, Fritzen zu verlieren, mich nicht ganz zur Erde beuge. Komm auf mein Zimmer! Wir wollen lesen.

Rosalie. Nein, wir wollen vielmehr den in Gar-

ten gehen, und dort Trost im großen Buche der Natur suchen. Kommen Sie!

Amalie. Ich folge Dir willig. (Beyde ab).

Viertes Gespräch.

Geheimer Rath v. Mennern. Magister Blum.

Blum. Ja, so ist es, Herr geheimer Rath! Kaum habe ich die traurige Nachricht erfahren, so hielt ich es für meine erste Pflicht, sie Ihnen zu hinterbringen. Kann ich Ihnen mit Trost, Beystand und Hülfe dienen, so zählen Sie ganz auf mich. Sie kennen mein Amt und meine Pflicht. Kranke besuchen, Traurige trösten, Unglücklichen Hülfe leisten, das ist meine Lieblingsbeschäftigung. Ich danke Gott, Herr geheimer Rath! daß ich nicht bin, wie die Menschen unserer Zeit, die an allem dem gar kein Vergnügen mehr finden.

V. Mennern. Ich danke Ihnen, Herr Magister, für Ihre Güte und Sorgfalt. Der Streich ist hart für mich.

Blum. Wirklich hart — aber das Verfahren unverantwortlich, denn da — da ging es nicht richtig zu. Ich weiß, was ich weiß.

V. Mennern. Was wissen Sie, Herr Magister! Sagen Sie mir Alles, ich bitte Sie. Ich bin darauf gefaßt.

Blum. (Bey Seite). Nun, meine Zunge, richte dich zur Verläumdung! sprich keck und zuverläßig! Nun ist der beste Zeitpunkt. (laut) Herr geheimer Rath, Sie werden erstaunen, wenn ich Ihnen sage, wie weit

die Bosheit doch in unsern Zeiten geht. Ich für mich hätte es in meinem Leben nie geglaubt, denn ich beurtheile alle Menschen gut; was man aber mit eigenen Augen sieht, daran kann man wahrhaft nicht zweifeln; ich sah — — aber nein, Herr geheimer Rath! ich will Ihren Kummer nicht noch mehr vermehren; es ist besser, wenn Sie die Sache nicht wissen.

v. Mennern. Ich bitte Sie, Herr Magister, sagen Sie mir, was immer Bezug auf mich haben kann. Sie sind es der Freundschaft schuldig, die Sie gegen mich äußerten.

Blum. Ja, Herr geheimer Rath, ich spreche gern, wenn ich weiß, daß das, was ich sage, nützen kann; aber schwer fällt es mir doch immer, wenn eine Nachricht, die mir freylich manchmahl mein Gewissen zu sagen aufträgt, einem Dritten zum Nachtheil seyn könnte. Aber Wahrheit bleibt doch immer Wahrheit. Ich sah — —

v. Mennern. Was haben Sie denn gesehen?

Blum. Ich sah mit meinen Augen heute früh noch vor dem Rath aus dem Hause des Herrn Justizraths von Reben, der in Ihre Causa proponirte, den Juden Israel herausgehen; er trug einen großen Sack Geld hinein, heraus aber kam er ganz leer. Was konnte man wohl urtheilen — — freylich, er mag vielleicht eine Kommission gehabt haben — aber wenn ich meine Leute nur nicht zu gut kennte!

v. Mennern. Glauben Sie vielleicht gar, mein Proponent soll bestochen worden seyn?

Blum. Das glaube ich eben nicht, denn mein Gewissen läßt nicht zu, daß ich von meinen Nächsten etwas Uebles glaube; aber wenn man so die Umstände zusammen zählt, so könnte man freylich dort und da was vermuthen. Herr Justizrath von Reben — erst 6 Monate Rath, und schon eine Equipage bestellt (denn das weiß ich gewiß, daß er sich eine Equipage kaufen wollte) da kann man sich ja leicht denken; wo nimmt man es her? zum Dach regnet es Keinem das Vermögen hinein, und dann der geheime Referendarius, sein Bruder — —

v. Mennern. Nun, der geheime Referendar, sein Bruder —

Blum. Ein feiner Kunde — ein Wollüstling der ersten Art; behüthe zwar Gott, daß ich es sage! aber was die Leute sagen, und der gemeine Ruf. Erst gestern — erhielt ich von meinen Rapporteurs Unterricht — traf man ihn, in einen Mantel verhüllt, in einer gewissen Straße an, wo eine sichere Weibsperson — aber das gehört nicht zur Sache — er mag meinetwegen ein sehr guter und redlicher Mensch seyn. Man redet freylich oft viel, aber es ist nicht allzeit Alles zu glauben.

v. Mennern. Herr Magister! wenn Sie über diesen Punkt zuverläßige Nachrichten haben, so sind Sie es in Ihrem Gewissen schuldig, daß Sie mir selbe entdecken, denn ich war gesinnt, dem Referendar meine Tochter zu geben.

Blum. Das waren Sie gesinnt! — Um Gottes willen, wie konnten Sie doch auf diesen Gedanken fallen! — Ihr Fräulein Tochter würde die unglücklichste Frau werden.

v. Mennern. Was Sie mir doch sagen!

Blum. Ich gestehe es Ihnen, Herr geheimer Rath, ich würde dieses Niemanden sagen als Ihnen, weil ich weiß, daß Sie ein edeldenkender und rechtschaffener Mann sind.

v. Mennern. Aber ich versichere Sie doch, mein lieber Magister Blum, daß die Familie von Reben allgemein in gutem Rufe steht.

Blum. Mein Gott! mein Gott! Auf den guten Ruf ist ja heut zu Tage nicht mehr zu gehen. Wer macht denn den guten Ruf? Die Menge? — Und was ist die Menge? Unser Eins muß man befragen.

v. Mennern. Die Familie hat doch bey Hofe großen Einfluß, und ist geachtet.

Blum. Freylich geachtet, weil Sie sich durch Intriguen pussirt hat. Der alte Vater ist ein alter Kautz, der sich zu Allem gebrauchen läßt. Es sind ungefähr 2 Jahre, da hatte er ein junges Mädchen in seinem Hause; er gab es zwar für seine nahe Blutsverwandte aus, aber der Klügere weiß wohl, was er denken muß. Der Herr Minister von Rosenfeld besuchte ihn zu selber Zeit alltäglich; er war sein wärmster, bester Freund, — aber warum? — Das kann man sich wohl einbilden. Das Mädchen heirathete bald hernach, aber weiß Gott!

warum es heirathen mußte? — Bey solchen Umständen mußte man freylich ein Auge zudrücken. Eine Hand wäscht die andere; man placirte die Herren Söhne — — Sie werden mich ja verstehen, Herr geheimer Rath? — Aber dieses Alles sub rosa! Ich möchte nicht, daß die Leute in einen üblen Ruf kämen, denn Ehrabschneiden, das ist meine Sache gar nicht. (Bey Seite) Es ist zwar Alles erlogen, sed semper aliquid haeret; calumniare audacter.

v. Mennern. Wär es wohl möglich?

Blum. Was ist heut zu Tage nicht möglich? Die ganze Stadt hat sich verwundert, wie der Herr geheime Rath Ihr Fräulein Tochter, ein so schönes und scharmantes Frauenzimmer, diesem jungen naseweisen Burschen geben wollten. Es wäre besser, wenn Sie sich um eine ansehnliche Parthie bewerben würden. Z. B. der junge Baron von Klett, ein Herr von guter Familie, hübsch gewachsen, und voll Talente; ein Mann, der Geld hat, und der im Stande wäre, den Verlust Ihres Prozesses zu ersetzen.

v. Mennern. Das hätte ich wirklich nothwendig, denn durch den Verlust dieses Prozesses bin ich ganz ruinirt. Ich muß eine Summe bezahlen, die mich in Verlegenheit setzt. Aber meine Tochter wird kaum den Vorschlag annehmen.

Blum. Fromme Kinder müssen ihren Eltern gehorchen. Ueberlassen Sie mir das!

v. Mennern. Sie können mit meiner Tochter

davon sprechen. Wollen Sie mir die Ehre geben, heute Mittag bey mir zu speisen, so wird es mich freuen.

Blum. Mit vieler Freude! Bey Leidenden seyn, und Unglückliche trösten ist immer meine Freude.

v. Mennern. Sprechen Sie indessen meine Tochter. Sie wird auf ihrem Zimmer oder im Garten seyn. Ich will noch einige Briefe fertigen, ehe wir zu Tische gehen. Auf Wiedersehen, Herr Magister! (ab).

Fünftes Gespräch.

Blum allein.

Geh nur, du alberner Thor! du glaubst, daß ich herkam, um Antheil an dem Verluste deines Prozesses zu nehmen? Ich komme her, das Vergnügen zu genießen, mich an deinem Kummer zu weiden. (Er zieht eine Schreibtafel aus der Tasche). Da, auf meiner Schreibtafel stehst du noch aufgeschrieben, wie du mir einst im Vorzimmer des Präsidenten begegnet hast, mich über die Achsel ansahst, als wäre ich ganz ein unbedeutendes Geschöpf. Man muß keine Gelegenheit vergessen, wo man sich rächen kann. (Er schreibt in seine Schreibtafel). Nun stehst auch du da, geheimer Referendar, und ich will deinen Nahmen hier nicht mehr auslöschen, bis die Beleidigung, die du mir zufügtest, gerächt ist. Wie süß ist die Rache! wie groß das Bewußtseyn seiner Macht!

Sechstes Gespräch.

Garten am Hause des geheimen Raths von Mennern.
Amalie. Rosalie.

Rosalie. Kennen Sie diese Blume, Amalie?

Amalie. Ja, sie wird Iris genannt.

Rosalie. Sehen Sie doch, Freundin, wie sorgfältig die Natur das Innere dieser Blume zu ihrer Erhaltung bewahrt! Diese drey Blätter schließen sich genau um das feine Gewebe des Kelchs der Blume, und diese drey Blätter hat die Natur im Vorrath, um sie bey der Nacht vor der Kälte zu schützen. Wie doch der Bau dieser Blume so herrlich ist!

Amalie. Wirklich herrlich.

Rosalie. Wenn nun Gott, der im Himmel ist, so viele Sorgfalt für diese Blume hat, wie gütig muß er nicht gegen ein Herz seyn, das ihn liebt! — Werden Sie nicht auf ihn hoffen, Amalie? —

Amalie. O gewiß, Rosalie!

Rosalie. Sehen Sie dort, Freundin! den Schmetterling, wie er das Reich der Blumen durchflattert, wie freudig er das Leben genießt, und er ist doch nur ein Schmetterling. Vor kurzer Zeit war er noch Wurm, eingehüllt in eine zerbrechliche Puppe — wer sorgte für ihn, daß kein Fuß ihn zertrat? daß kein Sturmwind ihn in Gegenden wehte, wo keine Blumen sind? — Der Urheber der Natur, und sollte dieser,

der für den Wurm sorgt, für eine so gute Seele, wie Amalie ist, nicht sorgen?

Amalie. Was Du mir sagst, Freundin! gibt Friede und Ruhe meinem Herzen.

Rosalie. Sehen Sie dort, Freundin, am Bassin die Wasserröhre — mit welcher Kraft strömt es empor! Betrachten Sie, wie das Wasser wieder fällt, da es seine Höhe erreicht hat. So ist das Schicksal der Menschen, Amalie, Glück und Leiden — Alles erreicht seine Höhe und fällt wieder; nichts ist hienieden beständig; eine kleine Wolke deckt dort der Sonne Bild, und raubt uns auf einige Minuten ihr Antlitz. So wechselt Gutes und Böses im Menschenleben ab.

Amalie. Du hast ganz recht, Rosalie! aber die ersten Eindrücke des Leidens sind doch immer hart.

Rosalie. Ja, stürmisch rauscht der Bach vom hohen Felsen herunter, zum Schrecken des Wanderers — aber bald schlängelt er sich durch blumenvolle Wiesen, wird immer ruhiger und ruhiger, bis er sich in sanftem Murmeln durch holde Gegenden fortschleicht. So ist der Schmerz, Amalie! Die ersten Eindrücke des Unglücks sind stürmisch für uns, aber nach und nach verliert sich das Brausen der Wogen, ruhiger wird unser Leben, erträglicher der Schmerz. Der Fels ist das Sinnbild des Widerstrebens, der ruhige Bach das Sinnbild der Geduld.

Amalie. O Rosalie! lasse uns also leiden und dulden!

Siebentes Gespräch.

Magister Blum. Vorige.

Blum. Recht schön! So in heiligen Betrachtungen begriffen! Mir scheint, Sie unterhalten sich gut und angenehm.

Rosalie. Wir betrachten die Natur.

Blum. Die Natur! Man kömmt doch immer mit der Betrachtung der Natur heut zu Tage. Man muß Gott betrachten.

Amalie. Sie haben recht, Herr Magister! Aber wir gelangen zur Erkenntniß Gottes durch die Erkenntniß der Natur.

Blum. Ja ja! aber Alles hat seine Distinctionen. Mittelbar, concedo; unmittelbar, nego.

Rosalie. Mein lieber Herr Magister! Wir sind zu Schuldisputen gar nicht aufgelegt. Auch würde es Ihnen wenig Ehre machen, wenn Sie es mit schwachen Frauenzimmern aufnehmen wollten. Lassen Sie uns ruhig! Amalie hat Trost nöthig, und nicht Zank.

Blum. Trost! — Ja allerdings. Ich bin eben gekommen, sie zu trösten, und zwar noch dazu auf Befehl Ihres Herrn Vaters.

Amalie. Weil Sie mein Vater hieher sendet, Herr Magister! so sind Sie mir willkommen, so wenig ich auch heute zur Unterhaltung aufgelegt bin.

Blum. Das will ich hoffen, daß ich Ihnen willkommen seyn werde, denn sonst müßte ich Sie erinnern,

was man ein gutes Kind nicht erinnern soll, daß man Vater und Mutter ehren muß.

Amalie. Das thue ich auch, Herr Magister!

Rosalie. Meine Freundin Amalie, Herr Magister! hat Ihnen begegnet, wie es einem Kinde gebührt, das Ehrfurcht für seine Eltern hat. Ich aber nehme mir die Freyheit, als Amaliens Freundin, mit Ihnen zu sprechen, die zugleich die Ehre hat, Ihre werthe Person, mein Herr Magister, ganz zu kennen, und sich daher bemüssigt findet, Sie zu bitten, uns ruhig zu lassen. Wir haben die Ehre uns Ihnen ganz gehorsamst zu empfehlen. Wenn Sie was dagegen zu erinnern haben, so schreiben Sie dieses alles auf meine Rechnung und Verantwortung. (Rosalie macht eine tiefe Verbeugung, nimmt Amalien in den Arm, und geht mit ihr fort).

Achtes Gespräch.

Magister Blum allein.

So! eine feine Lebensart! Mir, dem Vertrauten des Herrn geheimen Raths, so zu begegnen! Mir, dem Magister Blum — dem Haustheologen Sr. Exzellenz; — Wart nur, unverschämtes Weib! Soll dir nicht vergessen seyn. (Zieht seine Schreibtafel hervor) Hier will ich dich auf mein schwarzes Täfelchen notiren. Wird schon eine Gelegenheit kommen; lange geborgt, ist nicht vergessen.

Neuntes Gespräch.

Baron Klett. Magister Blum. (Während der Magister schreibt, schleicht Baron Klett hinter ihm zu, und schlägt ihn auf die Achsel).

Blum. Sapperment! haben Sie mich nicht erschreckt — —

Klett. Hahaha! Kann denn der Magister Blum wohl auch erschrecken?

Blum. Mein Baron! Sie bleiben doch immer ein wahrer Kindskopf. Ich glaubte da, der Geyer wäre schon hinter mir. Ich kann die verwünschten kindischen Possen nicht ausstehen.

Klett. War ja nur ich's, lieber Magister! nicht böse! Ich laufe schon eine ganze Stunde herum, Sie aufzusuchen, war in Ihrer Logis und in allen Winkeln, wo man Sie suchen könnte, und fand Sie nirgends; endlich sagte man mir, man hätte Sie hieher zum Herrn geheimen Rath gehen sehen. Ich habe Ihnen Sachen von der größten Wichtigkeit zu hinterbringen. Hier sehen Sie einen Brief (er zeigt ihm einen Brief, steckt ihn aber geschwind wieder in die Tasche) wenn Sie wüßten, woher dieser Brief kömmt, Sie würden kein so saures Gesicht mehr machen.

Blum. Woher haben Sie diesen Brief?

Klett. Ja — das sagt man nicht sogleich. Dieser Brief hat seinen Werth — — ich habe ihn gestohlen.

Blum. Wo denn? Sprechen Sie doch!

Klett. Sie wissen ja, Magister! daß Sie mir

auftrugen, daß, wenn ich dort und da in ein Haus käme, besonders zu denen von Reben, und wenn ich ungefähr ein Papierchen von Importanz kaput machen könnte, so sollt' ich's nicht vernachläßigen. Nun geschah's. Zu solchen Sachen findet man nicht allzeit Gelegenheit.

Blum. Ein Brief von dem Baron von Reben — —

Klett. Ja, und noch dazu von dem geheimen Referendar.

Blum. Und an wen?

Klett. Das ist eben der Spaß. An eine gewisse unbekannte Madam.

Blum. Lassen Sie sehen! (Klett zeigt ihm den Brief. Blum liest.) »Der bekannten Madam einzuhändigen.« Wie der Geier kamen Sie zu diesen Brief?

Klett. Der Referendar ließ ihn auf dem Zimmer seines Bruders liegen, und ehe er sich's versah, husch! war er in meiner Tasche. Lassen Sie doch sehen, was darin steht! Wir wollen ihn aufbrechen.

Blum. Sachte, sachte! man geht nicht sogleich damit zu Werke. Wir müssen zuvor das Siegel betrachten, ob wir ihn nicht auf eine feine Art öffnen, und wieder unbemerkt zumachen können.

Klett. Da wird man sich so viele Mühe geben!

Blum. Dafür lassen Sie nur mich sorgen. Dieser Brief ist nicht der erste, den ich eröffnet, dieß nicht das erste Siegel, das ich nachgemacht habe. (Er sieht

den Brief an). Doch er ist nur schlecht mit Oblat zugepappt; es ist gar kein Siegel aufgedrückt. Geben Sie mir Ihr Federmesserchen!

Klett, Ich habe keines bey mir.

Blum. Sie werden ja doch ein Federmesserchen haben?

Klett. Zum Geier! wenn ich aber keines habe. Wozu denn ein Federmesserchen? Ich schreibe ja de. Jahrs nicht zweymahl (Er reißt ihm den Brief aus der Hand und erbricht ihn). Nun ist der gordische Knoten gelöst. (Er fängt zu lesen an). Was — — das — — was — — Ich kann das Geschreibe nicht lesen. Lesen Sie, Herr Magister!

Blum. (Nimmt den Brief und liest.)

»Madam! bauen Sie ganz auf mich; ich werde »redlich halten, was ich Ihnen versprochen habe. »Schon ist Wohnort und Kost für Sie und Ihre Toch»ter bestimmt. Sie können selbst, wenn Sie wollen, »sich in unserm Hause verborgen halten. Ich habe al»le Vorsicht getroffen, daß keine Seele nur das Ge»ringste vermuthen kann, was unter uns vorgeht. »Kommen Sie mit Ihrer Tochter und dem Kinde, »wenn es Abend wird. Ich will Sie an der hintern »Gartenmauer erwarten. Leben Sie wohl! Ihr be»kannter. —«

Trefflich! trefflich! der Brief ist ja wunderschön! O Herzens Barönchen! Sie haben mir wirklich ein angenehmes Geschenk gebracht. Ei ei ei! wie wird

Amalie die Augen aufsperren! Das Ding kömmt ja recht erwünscht

Klett. Nicht wahr! Ich habe es mir schon gedacht, ich will meinem guten Magister Freude machen. Aber Sie müssen mir doch gestehen, daß ich ein trefflicher Kerl bin. Zu solchen Händeln bin ich zu gebrauchen troz einem Jeden. Aber meinen Lohn nicht zu vergessen, Herr Magister.

Blum. Der soll nicht ausbleiben. Ich habe ein großes Projekt vor mir, das ich mit Ihnen auszuführen gedenke.

Klett. Ein Projekt? — Und worin besteht das?

Blum. Sie sollen eine gute Heirath treffen, und dann ein herrliches Amt bekommen.

Klett. (lacht) Ha ha! eine Heirath — und ein herrliches Amt — das ist ja vortrefflich. Und wen soll ich heirathen?

Blum. Die Tochter dieses Hauses, Fräulein Amalie.

Klett. Das ist ja ein wunderschönes Mädchen. Die heirathe ich vom Flecke weg. Aber wird sie mich auch wollen?

Blum. Dafür lassen Sie mich sorgen.

Klett. Und die Stelle?

Blum. Sie sollen geheimer Referendarius werden.

Klett. Geheimer Referendarius? — Vielleicht die Stelle des Baron von Reben —

Blum. Ja!

Klett. Da wird es schwer halten, mein lieber Magister!

Blum. Nichts weniger. Man muß solche Leute entweder promoviren, oder amoviren, und zu beyden habe ich Mittel genug. Vor Allem aber müssen wir seinen guten Ruf verdächtig machen. Wir wollen seinen Nahmen mit schimpflichen Beyspielen an öffentlichen Plätzen anschreiben; schadet es ihm nicht — so verdrießt es ihn doch, und in der Hauptsache bleibt immer was. Anonyme Briefe sind auch nicht zu verwerfen; auch wirken Pasquille — mit einem Worte: Sie müssen ihn anklagen und verläumden, wo Sie immer können.

Klett. Lassen Sie mich nur machen! Ich will schmähen auf ihn, wie ein Wäscherweib. Ich will sagen: Er hat eine Börse gestohlen, er hat — —

Blum. St! St! Das wäre wieder plump. Das heißt mit der Thür zum Haus hineinfallen; man muß es feiner anfangen; so verläumdet man nicht. Man muß die Leute loben, und durch das Lob verläumden, darin liegt Kunst. Sie sagen, z. B. der geheime Referendar — ah, das ist ein edler, rechtschaffener Mann; es ist an ihm nichts auszustellen, nur Schade, Schade, daß er — — hier machen Sie eine Pause, und schweigen mit einer bedeutenden Miene, damit die Einbildung der Zuhörenden erhitzt wird, dann glauben Sie, ich weiß nicht was. Nach einer Weile fahren Sie wieder fort: man sagt zwar, der geheime Referendar sey ein großer Liebhaber von Frauenzimmern; Sie setzen dann

hinzu: dieß ist aber eben kein Fehler. Freylich kömmt es einem wunderlich vor, daß er so viele Kinder im Erziehungshause bezahlt; das ist aber bloße Gutthätigkeit — hier lächeln Sie, und sehen schnell mit Ihrem Blicke herum, ob Niemand mitlächelt, und lächelt Jemand mit, so winken Sie ihm mit dem linken Auge zu; dann weiß man schon, woran man ist.

Klett. Aber beym Geyer, lieber Magister! Das Ding braucht ja ein ganzes Studium.

Blum. Natürlich! Glauben Sie denn, eine solche große Wissenschaft erfordert nicht sonderliche Talente?

Klett. Aber unter uns zu sagen, das Ding ist doch eine abscheuliche Wissenschaft.

Blum. Abscheulich! Bey uns ist nichts abscheulich; nur Alles in guter Meynung gethan, und mit frommer Absicht.

Klett. Verträgt sich aber dieß Alles wohl mit der strengsten Moralität?

Blum. Das glaube ich. Es ist die Moral selbst. Denn hören Sie, ich darf mich gegen Jedermann schützen, der mir zu schaden sucht. Nun argumentire ich so: Ein Mann, der edler ist als ich, schadet mir eben darum, weil er edler ist als ich, und ein Mann, der klüger ist als ich, schadet mir eben darum, weil er klüger ist als ich, denn sein Licht setzt mich in Schatten. Er ist also gegen mich injustus aggressor, gegen welchen ich keine andere Waffen habe, als Verläumdung.

Klett. Ja, wenn es so ist, haben Sie recht.

Blum. Nun ja, denken Sie nur selbst nach.

Klett. Mit dem Denken ist's bey mir nichts, Magister, denn ich will und mag nicht denken.

Blum. Desto besser! ergo pie credere!

Klett. Aber Herzens-Magister! Sie machen mir verflucht Angst mit Ihrem geheimen Referat. Unter uns gesagt, ich weiß mich dazu nicht anzuschicken.

Blum. Halten Sie sich nur an mich, ich will Ihnen schon genauen Unterricht geben.

Klett. Was habe ich den hauptsächlich zu thun?

Blum. Das, was ich Ihnen sagen werde; und hiemit Punktum. Jetzt entfernen Sie sich; ich möchte nicht gern, daß man uns hier in einer langen Unterredung antreffe.

Klett. Nun ja, ich verlasse mich auf Sie. (ab).

Zehntes Gespräch.

Blum allein.

Wenn nur der Bursche ein wenig mehr Verstand hätte! Zu Spitzbüberenen wäre er genug aufgelegt: aber dumm ist er wie eine Gans. Freylich sind Dummköpfe für uns Leute die besten, denn wir könnten mit ihnen machen, was wir wollen, und das ist genug. Hier kömmt aber Amalie wieder zurück. Nun ist es nöthig, eine andere Miene anzunehmen.

Eilftes Gespräch.

Rosalie. Amalie. Blum.

Blum. Sie finden mich noch da in der nähmlichen Stellung, wo Sie mich verließen. Ich muß es gestehen, es war unartig von mir, daß ich Sie zuvor in Ihrer Unterredung störte; allein mir lag Ihr Wohl so sehr am Herzen, daß ich diese Unbescheidenheit wider meinen Willen beging.

Amalie. Sieh doch, Rosalie! der Magister ist doch recht gut. Mir thut es leid, daß wir Ihnen zuvor etwas unfreundlich begegneten; aber wenn Sie unsere Lage wüßten, so würden Sie es uns zu Gute halten.

Rosalie. Entschuldigen Sie mich, Herr Magister! Jeder Mensch hat seine Launen.

Blum. Es hat nichts im geringsten zu bedeuten, nur wünschte ich, daß Sie mich nicht als den wahrhaften Freund Ihres Hauses verkennen möchten.

Rosalie. Sind Sie aber das wahrhaft, Herr Magister?

Blum. Ob ich es bin, das sollen Zeit und Umstände beweisen. Ich weiß wohl, woher das Mißtrauen kömmt, das Sie in mich setzen. Man wird Ihnen gegen mich üble Vermuthungen beygebracht haben, denn Feinde habe ich ja in Menge. Wo ist der rechtschaffene Mann, der keine Feinde hat? Unterdessen denken Sie von mir, was Sie wollen; ich bin es in meinem Gewissen schuldig, Sie zu Ihrem eignen Besten zu warnen, und sollte ich auch darüber Ihre Freundschaft ganz

verlieren. Hier lesen Sie dieses Billet, (gibt Amalien den Brief, den Klett brachte, in die Hand) und handeln Sie dann nach Ihr'm Wohlgefallen. (Er macht eine tiefe Verbeugung und entfernt sich).

Zwölftes Gespräch.

Rosalie. Amalie.

Amalie. (Liest still für sich). Gott im Himmel! Sollt' es wohl möglich seyn, daß mich Fritz so abscheulich hintergehen könnte! Aber wirklich! es ist seine Handschrift! Hier lies, Rosalie!

Rosalie. Ja, es ist seine Hand. Das Billet ist zweydeutig. Von Leuten, die ihrer Rechtschaffenheit wegen bekannt sind, muß man nicht gleich Arges vermuthen. Vielleicht klärte sich die Sache ganz anders auf, wenn wir genauer davon unterrichtet wären. Und wie kam denn der Magister zu diesem Briefe? — Ich kann es Ihnen nicht bergen, Amalie, der Magister ist mir immer verdächtig; ich kenne ihn schon zu lange, und weiß, welche Intriguen er mit dem verstorbenen geheimen Referendar gespielt hat.

Amalie. Was ist aber zu thun.

Rosalie. Mit Klugheit zu handeln, ohne die Ehre eines rechtschaffenen Mannes aus Uebereilung zu beleidigen.

Ein Bedienter. Gnädiges Fräulein! Die Speisen sind aufgetragen; der Herr geheime Rath erwartet Sie, wenn es Ihnen gefällig wäre zu kommen.

Amalie. Wir kommen.

Dreyzehntes Gespräch.

Haus des alten Baron von Reben. Fritz. Karl.

B. Reben Vat. Unsere Mahlzeit ist vorüber, meine Söhne! Es war ein nüchternes Mahl; aber genug zur Sättigung. Wir essen, damit wir leben; wir leben aber nicht, damit wir essen. Laßt euch das immer gesagt seyn, meine Kinder!

Karl. Wir danken Ihnen herzlich, Vater! für die Nahrung.

B. Reb. Vat. Laßt euch umarmen, ihr Lieben! Ihr habt also die Gewohnheit, euerm Vater zu danken, noch nicht vergessen. Es ist ja nicht mehr Mode.

Fritz. Leider ist es nicht mehr Mode; aber Kindern gereicht es nie zur Schande, bey jeder Gelegenheit ihren Aeltern die Liebe zu bezeugen, die sie ihnen schuldig sind.

B. Reb. Vat. Du redest wahr, Fritz! aber vergeßt auch nie dem zu danken, den zu bitten, dem wir Alles zu verdanken haben — den Vater aller Menschen. — Es ist so weit mit unserer verfeinerten Erziehung gekommen, daß man es einem als Mangel an Lebensart anrechnet, wenn er seine Hände vor dem Tische zum Allvater der Menschen faltet. Das Gebeth gehört nicht mehr zur feinen Erziehung, zum bon ton der Welt. Es ist zur Schande geworden, den zu bitten, dem zu danken, dem wir Alles schuldig geworden sind. Aber, ihr Lieben! laßt es euch nie zur Schande gereichen, die ersten und wesentlichsten Pflichten zu erfüllen.

Solltet ihr auch zu Fürstentafeln geladen werden, so bethet in euerm Herzen zu Gott; man wird euch vielleicht aushöhnen, man wird sagen, ihr seyd bürgerlich erzogen; aber laßt euch das nicht verdrießen; es gereicht euch nicht zur Schande. Schlecht muß die Erziehung des Adels seyn, wenn sie die wesentlichste Pflicht des Menschen aus dem Plane ihrer Erziehung streicht.

Karl. Ihre Grundsätze, mein Vater! werden immer die unserigen seyn.

V. Reb. Vat. Gut, meine Söhne! Hört also auch noch den Rath an, den ich euch gebe, meinen Unterricht, wie ihr euch am Hofe betragen sollt.

Fritz. Aufmerksam — aufmerksam wollen wir Ihre Lehren anhören.

V. Reb. Vat. Liebt euern Fürsten und euer Vaterland aus reinem Herzen; thut eure Schuldigkeit eurer Pflicht wegen, aber erwartet nie einen Dank. Tugend beleidigt das Laster, Fleiß die Faulheit, Vernunft die Dummheit. Rüstet euch daher mit Muth, denn ihr werdet immer gegen Anfälle von Schurken und Narren zu kämpfen haben. Geht eure eigenen Wege, die Wege der Tugend, und hängt euch nie an eine Kabale, nie an eine Partey, so werdet ihr nie mit der Kabale, mit der Parthey sinken; kriecht nie, sondern behauptet immer eure Würde! Der Stolze setzt nur seinen Fuß auf den Rücken desjenigen, der sich beugt, der, der gerade steht, ist in einer Stellung, die zu keinem Fußschemmel taugt. Zu rechter Zeit schweigen wissen, ist eine große Wissen=

schaft; macht euch diese Wissenschaft eigen; die Dauer euers Glückes suchet in euern eigenen Verdiensten, denkt, der Hof ist einem Baume gleich, der Stamm des Baums ist der Fürst, der Adel und die Minister sind das Laub, die Zierde des Baums, aber der Tugendhafte allein ist die Blüthe, denn nur aus der Blüthe kommt die Frucht. Die Schmeichler, die Zweyzüngler, die Bücklinge sind die Insekten, die sich an das Laub hängen, um die Blüthe abzufressen; schüttelt der Zufall der Zeit den Baum, so fällt das Laub, und mit ihm alle Insekten. Wie viel solche Blätter sah ich nicht schon fallen, seitdem ich am Hofe lebe, und wie viele Insekten kriechen jetzt im Staube, die einst hoch waren — freylich nie hoch durch sich, sondern angeklammert an die Intrigue, die sie treulos von ihrer Höhe wieder stürzte. Merkt euch dieß, meine Kinder! Die Tugend allein schützt euch in jeder Lage; die ist groß in der Hütte wie im Pallaste; hat Bosheit euern Sturz bewirkt, denn auch die Tugend ist an Höfen nicht frey vom Sturze, so verliert ihr nie am Staate, aber der Staat verliert an euch; ärmer werdet ihr vielleicht leben müssen, dürftiger, aber ärmer und dürftiger leben schließt nicht aus, daß man nicht zufrieden leben kann. Merkt euch diese Grundsätze in jedem Falle!

Karl. Ihre Lehren werden uns immer unverletzlich und heilig seyn.

B. Reb. Vat. Nun, Kinder! habe ich meine Pflichten ganz gegen euch erfüllt. Ihr seyd erwachsen und gebildet, und fähig, euer eigenes Glück zu gründen.

Gottes Segen wird bey euch seyn — Ich nähere mich dem Grabe, und sehne mich allgemach nach Ruhe; bey welchem von euch kann ich sie genießen? Welcher wird eine Hütte mit mir theilen? und welche Hand wird meine Augen schließen?

Karl. Fern sey der Tag Ihres Todes, mein Vater! aber leben müssen Sie bey mir.

Fritz. Nein, Bruder! Dieses Vorrecht will ich Dir nicht überlassen. Der Vater bleibt bey mir; an Liebe sollst Du mir es nicht zuvor thun.

Karl. Sag vielmehr, der Vater soll bey uns Beyden bleiben. Wir wollen nur eine Familie ausmachen, denn die Guten machen in der Welt ohnehin nur eine Familie aus.

B. Reb. Vat. Recht, Kinder! Wir wollen nur eine Familie ausmachen. Werdet ihr aber mit Geduld euern alten Vater nähren, und wird er euch nie zur Last werden? Denn Reichthum kann ich euch nicht hinterlassen. Als ich heirathete, heirathete ich aus Liebe und nicht mit Absicht auf Geld; ich diente meinem Fürsten ehrlich, lebte von meinem Gehalte, und von seinem blosen Gehalte kann kein ehrlicher Mann reich werden. Auch half ich, wo ich helfen konnte; meine Thür war keinem Unglücklichen verschlossen; ich befragte oft weder meinen Beutel, noch meine Umstände, sondern ich sah nur auf die dringende Noth meines Nächsten.

Karl. Sie haben wohlgethan, mein Vater!

Fritz. Sie haben gehandelt als Mensch, als Christ.

B. Reb. Vat. Wenn ich nach dem Sinne der Welt gedacht hätte, Kinder! hätte ich euch vielleicht Kapitalbriefe zurücklassen können; ich dachte aber nach dem Sinne der Liebe, und hinterlasse euch Danksagungen und Segenswünsche unglücklicher Menschen.

Fritz. Sie hinterlassen uns eine reiche Erbschaft. Das Geld, das Sie der Armuth und dem Elende darreichten, war auf hohe Zinsen gelegt.

Karl. Durch Gottes Segen werden wir diese Zinsen genießen; alle Menschen sind unsere Brüder, mein Vater! Da Sie also einen Unglücklichen unterstützten, so halfen Sie ja auch einem Ihrer Kinder. Sie waren es schuldig.

Fritz. Wenn ich nur ein Stückchen Brod hätte, wovon ich heute und morgen zehren müßte, und ein Unglücklicher käme, der gar nichts zu essen hätte, so wollte ich's mit ihm theilen, und die Sorge auf den morgigen Tag der Vorsehung überlassen.

B. Reb. Vat. O wie glücklich bin ich doch, daß ich solche Söhne habe! Bin ich denn nicht reicher als der Reicheste? Ich habe euch — eine Quelle von Reichthum, die nie versiegt. Aber nun, Kinder! eine Bitte an euch.

Karl. Der Vater bittet nicht.

Fritz. Nein, er bittet nicht; jedes seiner Worte ist Befehl für unser Herz.

B. Reb. Vat. Ihr wißt, meine Kinder, eure Mutter brachte mir 3000 Gulden zu; ich bin euch davon

Rechnung schuldig. Diese 3000 Gulden lieh ich einem armen, aber redlichen Manne auf geringe Zinsen, die ich aber bisher noch nie bezog. Versprecht mir, daß ihr diesem Manne das Kapital nie auf einmahl aufkünden wollet, und daß ihr euch begnüget, die Zurückbezahlung in den geringen Fristen anzunehmen. Er hat viele Kinder; ich bitte euch um diese Gefälligkeit. Das Geld gehört euer; es ist die Erbschaft eurer Mutter.

Fritz. Geben Sie uns die Obligation, mein Vater! Wir wollen sie zerreißen, wenn Sie hierüber nur eine Stunde unruhig werden könnten.

Karl. Ja, wir wollen Sie zerreißen.

B. Reb. Vat. Euer Wort ist mir genug. Ich bin ruhig; nur muß ich euch sagen, meine Kinder, daß der Mann, dem ich dieses Geld lieh, der Vater meines und eures größten Feindes ist. Mißbraucht daher nie die Gelegenheit, euch zu rächen!

Fritz. Rache sey fern von uns. Den lieben, der uns haßt, dem Gutes thun, der uns Böses that, das fordert unsere Pflicht und unser Glaube.

Karl. Wer ist aber dieser Mann, mein Vater! Wer kann Ihr Feind, wer der unsrige seyn?

B. Reb. Vat. Der Mann, dem ich das Geld lieh, ist ein Schreiner in dem benachbarten Städtchen; er nennt sich Heinrich Blum, und ist der Vater des Magister Blum, der hier am Hofe lebt.

Fritz. Der Vater dieses Niederträchtigen!

Karl. Der Vater dieses Menschen, den Jedermann verabscheut!

B. v. Reb. Vat. Ja, der Vater eines Menschen, der uns Alle bis in den Tod haßt; der mich und meine Familie aufreiben würde, wenn er nur Macht dazu hätte. Er haßt mich unversöhnlich; vergebens wandte ich Alles an, mich mit ihm auszusöhnen. Er nahm nie Versöhnung an, ging immer seine Wege, und hörte nie auf, mich zu verfolgen. Doch ließ es Gott nie zu, daß er mir schaden konnte. Er war's, Fritz! der Dir ein Dekret hinterschlug; er war's, der Dich bey Deinem Fürsten so abscheulich verleumdete, in den Häusern aller Minister herum lief, und Dich als einen irreligiösen, sittenlosen Menschen verdächtig machte; er war's, der mir viele Tage in meinen Geschäften verbitterte, weil ich mich seinen Intriguen widersetzte, die er mit dem verstorbenen geheimen Referendar ausführen wollte; er war's, der mir erst neulich noch den Untergang schwur. Leset diesen Brief, den Baron Klett neulich aus seiner Tasche fallen ließ, und den ich erst neulich vor der Schwelle meiner Thüre fand. Er ist's, der noch in der Stille an meinem Sturze arbeitet, weil ich mich einer auswärtigen Forderung widersetzte, die mein Fürst zahlen sollte, und woran sein Geldgeiz Antheil hätte. Er ist's, der sich schmeichelt, es dahin zu bringen, daß ich in meinen alten Tagen von meinem Amte entlassen werden sollte. — Kinder! ich habe euch meinen

und euern Feind kennen gelehrt; ich habe euch Alles gesagt; hier sind noch verschiedene Papierre, die die Beweise der abscheulichsten Intriguen enthalten, die er ausführen wollte, und die ich hinderte. Rächen hätte ich mich längst können, aber die Rache lag nicht in meinem Herzen. Ich vertheidigte mich nur gegen seine Anfälle. Nun gebe ich Alles in eure Hände; die Waffen zur Rechtfertigung der Ehre eures alten Vaters, und die Dokumente meiner Redlichkeit; macht davon den Gebrauch, den der Gute macht, aber lasset nie seine Schuld Blums alten Vater entgelten, und wenn ihr auch gezwungen seyd, gegen den Magister Blum zu handeln, so vergeßt nicht, Kinder, daß euch eure Religion sagt, man soll auch seine Feinde lieben! (ab.)

Vierzehntes Gespräch.

Fritz. Karl.

Fritz. (gibt Karl den Brief.) Da lies, Karl, und erstaune!

Karl. (liest). Ein niedriger Mensch! Ein Abschaum von Allem, was schlecht ist. Was willst Du thun?

Fritz. Ich will zum Fürsten — ich will ihm den abscheulichen Heuchler entlarven. Bruder! hast Du den Brief an die unbekannte Frau bestellt, den ich Dir gab?

Karl. Nein! ich fand ihn nicht mehr; ich glaubte, Du habest ihn wieder zu Dir gesteckt.

Fritz. Bey Gott nicht! ohne Zweifel hat ihn Klett, denn der war da, gestohlen. Der Niederträchtige! Welchen Gebrauch werden sie davon machen?

Karl. Der Niedrige! Er soll es mir nicht umsonst gethan haben. Aber lassen wir den Brief, und denken wir auf das Nothwendigere.

Fritz. Ja, die Beleidigung meines Vaters und unsere Unschuld zu rächen.

Karl. Aber wir wollen uns doch nicht übereilen.

Fritz. Ist es nicht eine Wohlthat für die Menschheit, solche Ungeheuer zu zertreten? Sind sie nicht der Raupe gleich, die die Blüthe vom Baume frißt? Wird es nicht des Gärtners Pflicht, daß er sie abschüttle? — Und meinen armen Vater noch in seinen alten Tagen so zu kränken! — Was er mir gethan hat, das will ich ihm leicht vergessen, aber meinen armen Vater will ich rächen. Hier wird Rache zur Pflicht.

Karl. Laß uns aber nichts unternehmen, Bruder, so lange unser Blut noch in Wallung ist. Vernünftige Entschlüsse fordern ruhige Gelassenheit.

Fritz. Du hast recht, Bruder! Komm, wir wollen ins Freye, auf Gottes offenem Felde reinere Lüfte athmen als in der Stadt; dort soll die Natur uns lehren, welche Rache unsers Herzens würdig ist.

Ende der zweyten Abtheilung.

Dritte Abtheilung.

Erstes Gespräch.

Ein Vorzimmer in der Residenz. Juste. Baron Klett.

Baron Klett. Was gibts Neues? Mr. Juste!

Juste. Nicht viel, Herr Baron!

Klett. Haben Sie nicht gehört, daß der Baron v. Reben seine Dimmission soll erhalten haben? Er wird in Pension gesetzt. Es soll schon so gewiß als richtig seyn.

Juste. Ich habe nichts gehört; doch meinetwegen ist es wohl möglich. Die Parquettbögen der Höfe sind sehr glatt; man fällt oft, da man am sichersten zu gehen glaubt.

Klett. Mir thut es zwar leid um den Mann; allein er hatte einen guten Posten, und wird, wenn er klug war, davon profitirt haben.

Juste. Er hatte immer den Ruf eines sehr ehrlichen Mannes.

Klett. Es mag wohl seyn. Aber wo ist ein ehrlicher Mann bey uns, der im Schilf sitzt, und sich seine Pfeife nicht schneidet?

Juste. Sie reden, mein lieber Herr Baron, und wissen nicht, was Sie reden. Die Ehre ist einem redlichen Manne bald genommen, aber nicht sobald wieder

gegeben. Am Hofe bescheiden schweigen zu wissen, ist ein größeres Verdienst als schwätzen.

Klett. Ach! wenn ich so immer um den Fürsten wäre, wie Sie, Mr. Juste, ich schwätzte ihm vom frühen Morgen bis zum Abend immer vor; er müßte an mir ein Vergnügen haben, wie an einer Nachtigall.

Juste. Wie an einem Spatz, müssen Sie sagen; denn die Vergleichung mit der Nachtigall schickt sich auf disharmonische Töne nicht. Es ist aber sehr gut, daß Sie nicht an seiner Seite sind.

Klett. Und warum das?

Juste. Es scheint mir, Sie würden vielen ehrlichen Leuten Verdruß machen. Denn Schwätzer sind am Hofe sehr gefährlich.

Klett. Hingegen würde ich mich in Ansehen setzen; man würde mich fürchten.

Juste. Fürchten eben nicht, aber scheuen. Einem ehrlichen Manne liegt es aber mehr am Herzen, daß er geliebt wird.

Klett. Ich sehe schon, Mr. Juste! Sie sind von der alten Welt. Ist wohl heute Komödie?

Juste. Ja!

Klett. Was wird denn für ein Stück gegeben?

Juste. Die Unterthansliebe.

Klett. Das wird wieder ein herzbrechendes Stück seyn. Da wird's wieder ein Gewinsel geben, daß man sich die Ohren verstopfen möchte. Wenn ich die Theaterdirection hätte, ich ließ bloß Stücke zum Vergnügen aufführen.

Ich gestehe es Ihnen, Mr. Juste! ich unterhalte mich oft mehr bey den Marionetten als im Hoftheater.

Juste. Ich glaube es Ihnen ganz gern, Herr Baron. Sie scheinen überhaupt mehr zum Umgange mit Maschienen als mit Menschen gemacht zu seyn.

Klett. Was haben Sie gesagt? Mr. Juste.

Juste. Ich wiederhole meine Worte nicht gern.

Klett. Ist heute Assemblée?

Juste. Nein!

Klett. Ist Spiel?

Juste. Nein!

Klett. Was denn?

Juste. Nichts. Se. Durchl. arbeiten auf Ihrem Kabinette.

Klett. Gut! so will ich mich umkleiden, und eine Promenade zu Pferde machen. Adieu, Mr. Juste! (ab).

Zweytes Gespräch.

Juste allein.

Was doch dieß für ein albernes Geschöpf ist! Vom frühen Morgen an bis zur späten Nacht keinen andern Gedanken als Vergnügen; keine andere Beschäftigung als Sinnlichkeit. Frühstücken, spazierenlaufen, Billard spielen, essen, trinken, Mädchen besuchen, ausreiten, spielen, Komödien sehen und schlafen. — Eine würdige Tagsordnung für einen Menschen! — Und zu dem Allem noch so blitzdumm seyn, und doch Alles kritisiren

und immer räsoniren wollen, und die Ehre eines ehrlichen Mannes antasten — — was heißt das? — Das heißt, weniger als Vieh seyn. Was man doch für Menschen kennen lernt! —

Drittes Gespräch.

Juste. Magister Blum.

Blum. Bon soir, Mr. Juste!

Juste. Bon soir, ebenfalls, Herr Magister Blum! Was steht zu Ihren Befehlen.

Blum. Ich hätte unmaßgeblich nur zwey Wörtchen mit Ihnen zu sprechen. Haben Sie den Brief und das kleine Präsent erhalten?

Juste. O ja, das Präsent und den Brief, und ist noch unerbrochen in meiner Tasche. Hier, Herr Magister, belieben Sie es wieder zurückzunehmen.

Blum. Wie das? — Ist die Sache vielleicht nicht mehr in tempore?

Juste. Sie wissen, mein lieber Herr Magister, wenn ich Jemanden dienen kann, so thue ich es vom Herzen gern, und ohne Bezahlung. Zu Hofintriguen aber kann ich mich nicht brauchen lassen. Auch wüßte ich nicht, warum ich einen ehrlichen Mann verläumden sollte; mein größtes Vergnügen ist, so lange ich am Hofe lebe, mir sagen zu können, daß, wenn ich einmahl von dieser Schaubühne abtrete, ich Niemanden geschadet habe. Dieses Vergnügen will ich auch mit mir in die Grube nehmen.

Blum. Ei ei ei! Es ist ewig Schade um Sie, daß Sie so scrupulos sind. Sie könnten es weit am Hofe bringen.

Juste. Mit mir, mein lieber Herr Magister! ist nichts anzufangen. Ich bin ein einfacher Mensch, der seinen eigenen Gang geht und die Menschen am Hofe kennen gelernt hat, — zwar gar nicht zu ihrem Vortheile, denn leider gewöhnt man sich durch diese Kenntniß, sie zu verachten.

Blum. Ei ei ei! Monsieur Juste! das ist gefehlt. Ich dachte, Sie würden mehr Hofmann seyn.

Juste. Mein lieber Herr Magister! Offenherzig seyn ist zwar eine Todsünde am Hofe; ich bin es aber doch, und muß Ihnen gestehen, daß der Magen oft den Termometer des Verstandes, und die Lunge den Beweis des Gedächtnisses der meisten Menschen da ausmacht. Wünsche benebeln, berauschen, und betäuben Alle; ihre Nichterfüllung stürzt sie in Verzweiflung; Alle suchen die Launen des Tages zu benützen. Dieses ist der allmächtige Kompaß, nach welchem das, was heute schwarz ist, morgen weiß werden soll; allein meine Beschäftigung besteht ganz in was Anderm.

Blum. Und ich wäre doch neugierig zu wissen, worin denn diese Beschäftigung bestünde.

Juste. An der Seite eines Dummkopfs weise zu seyn, und ehrlich an der Seite eines Schurken.

Blum. Wenn ich an Ihrem Platze wäre, wollte ich die Zeit besser zu meinem Glücke benützen.

Juste. Was soll mich reitzen? Titel und Rang? — Rang ist eine schöne Sache, um Thoren zu beschäftigen, und Titelsucht ein Narrenseil, woran uns unsere Leidenschaften gängeln. Der Titel, der alle Ehrentitel übertrifft, ist der eines redlichen Mannes; allein das Diplom dieses Adels wird nicht auf Pergament, sondern ins Herz des Menschen geschrieben. Suchen Sie sich einen andern Mann. Herr Magister Blum, mich können Sie wirklich nicht brauchen.

Blum. Schade! Schade! Sie könnten so treffliche Dienste leisten.

Juste. Dienen will ich gern; aber nie soll beleidigte Ehre meines Nächsten oder das Unglück des ehrlichen Mannes meine Dienste bezahlen, denn dieß ist die gewöhnliche Münze, mit welcher Leute, wie Sie sind, Herr Blum, gern bezahlen.

Blum. Nu, nu! So lassen wir es gut seyn. Eine kleine Gefälligkeit kann aber doch immer geschehen. Melden Sie wenigstens den Baron von Reben nicht, wenn er vielleicht heute Se. Durchlaucht zu sprechen verlangt. Er könnte mir in einem gewissen Plane einen Strich durchs Konzept machen. Sie können ja allenfalls sagen: der Fürst spricht heute Niemanden.

Juste. Das kann ich nicht. Meine Schuldigkeit ist, Jeden zu melden, der den Fürsten sprechen will, und lügen will ich nicht, denn die Lüge liegt nicht in meinem Charakter.

Blum. Lügen — wer sagt denn von Lügen.

Der Wahrheit eine kleine Wendung geben, ist noch nicht lügen. Für wen sehen Sie mich an?

Juste. Für einen alten Postklepper, der sich von dem Karren seiner Leidenschaften nicht losmachen kann, den seine Laster zu Tode füttern müssen, und der daher immer die schmutzige Straße mitläuft. (Man klingelt). Aber Se. Durchlaucht rufen mich. Entschuldigung, Herr Magister!

Blum. Daß doch der Geyer dich und deine Ehrlichkeit hätte! (Beyde ab).

Viertes Gespräch.

Baron von Reben, Vater.

Es ist doch eine herrliche Sache, sich sagen zu können: Ich bin mir keiner unedlen That bewußt. Ich erscheine mit heiterer Stirne vor meinem Fürsten; es mag mir begegnen, was immer will; unerwartet ist mir am Hofe nichts, denn ich kenne die Bosheit der Menschen. Ehrgeiz bey Müßiggang, Niederträchtigkeit bey Stolz, Verlangen ohne Arbeit reich zu werden, Abscheu vor der Wahrheit, Schmeicheley, Verrätherey, Treulosigkeit, Hindansetzung aller seiner Verbindlichkeiten, Verachtung der bürgerlichen Pflichten, Furcht vor der Tugend des Fürsten, Hoffnung auf desselben Güte, und was über dieses Alles geht, die Tugend beständig lächerlich zu machen, das ist meines Erachtens der an allen Orten und zu allen Zeiten bemerkte Charakter der meisten Leute, die an Höfen leben. Was kann

die Tugend unter dem Schwarm von Lastern? Etwas ist wider mich in Gährung; man geht mir aus dem Wege, man flieht mich, ein übles Prognostikon am Hofe. Nur an Günstlingen hangt Alles, Alles drängt sich an sie; den Gefallenen flieht man, wie einen Kranken, der die Pest hat. O wie doppelt elend ist der, dessen Glück nur im Aeußern ist, und der im Innern seiner Seele keines fühlt!

Fünftes Gespräch.

Juste. Baron v. Reben.

B. v. Reb. Vat. Sind Se. Durchlaucht auf Ihrem Zimmer? Ich hätte über einen Gegenstand von Wichtigkeit mit Se. Durchlaucht zu sprechen. Wollten Sie wohl so gütig seyn, Mr. Juste! mich zu melden?

Juste. Vom Herzen gern, Herr geheimer Rath! Es ist meine Pflicht, und überdas ist es mir sehr lieb, daß Sie so gelegentlich kommen. So viel ich merke, sind Sie von Ihren Feinden bey Sr. Durchlaucht verschwärzt worden.

B. Reb. Vat. Verläumdung ist das gewöhnliche Schicksal des Redlichen am Hofe. Der Niederträchtige kann nicht verläumdet werden, denn man darf von ihm nur die Wahrheit sagen, und er ist genug gebrandmarkt; allein ich bin auf Alles gefaßt; Se. Durchl. sind gütig und gerecht.

Juste. Ja, das ist der Fürst gewiß, und er wird Sie anhören, und Sie werden Ihre Feinde beschämen.

B. Reb Vat. Ich verlasse mich auf den, der die Herzen aller Menschen leitet.

Juste. Verziehen Sie einige Augenblicke; ich melde Sie.

Sechstes Gespräch.

Baron v. Reben allein.

Juste ist ein ehrlicher Mann. Es gibt wenige seines gleichen. Wie oft hätte er nicht Gelegenheit, seinem Nächsten zu schaden; er thuts aber nicht. Mancher Scherz, der zur Zeit angebracht wird; manche zweydeutige Miene; manche schnackische Anekdote beym Levée kann die gute Meynung des Fürsten einem ehrlichen Manne rauben. Juste aber ist redlich; er mißbraucht diese Gelegenheit nie; es gehört wirklich ein großes Herz dazu. O wie viele Andere würden diese Gelegenheit mißbrauchen! Es ist so leicht zu schaden, aber schwer zu nützen.

Siebentes Gespräch.

Juste. Baron v. Reben.

Juste. Wenn es Ihnen beliebig ist, Herr geheimer Rath! — Sie sind angemeldet.

B. Reb. Vat. Ich folge Ihnen.

Achtes Gespräch.

Das Zimmer des Fürsten. Der Fürst. Baron von Reben.

Fürst. Ich hätte Ursache mit Ihnen sehr unzufrieden zu seyn, Baron Reben; Ich kanns Ihnen nicht

bergen. Doch ist es mir lieb, daß ich Sie noch sprechen kann.

Bar. v. Reb. Gnädigster Herr! Unendlich würde es mich kränken, wenn ich Ew. Durchlaucht je Ursache gegeben hätte, mit mir unzufrieden zu seyn, aber mein Herz ist schuldlos, und kann sich über Alles rechtfertigen.

Fürst. Warum widerstreben Sie so hartnäckig meinen Befehlen? Haben Sie nicht dreymahl schon meine Ordre erhalten, den Vergleich mit meinem Vetter, dem Fürsten *** aufzusetzen?

Bar. v. Reb. Ja; aber Ew. Durchlaucht werden auch meine Vorstellung erhalten haben.

Fürst. Vorstellung? — Nein; auch seh' ich nicht, wie man noch hierüber eine Vorstellung machen kann. Die Forderung meines Vetters ist gerecht, und ich gewinne beym Vergleiche immer die Hälfte.

Bar. v. Reb. Ew. Durchlaucht haben also meine Remonstration nicht erhalten?

Fürst. Ich erinnere mich nicht. Aber mit Ihrem ewigen Remonstriren — was können Sie denn remonstriren?

Bar. v. Reb. Das, Ew. Durchlaucht, was die Pflicht eines ehrlichen Mannes ist, der in seinen Geschäften nicht auf die Politik der Höfe sieht, sondern blos auf die Liebe und Treue, die er seinem Fürsten schuldig ist.

Fürst. Ich kenne Sie zwar als einen ehrlichen

Mann; aber Ihre ewigen Widersprüche und Bedenklichkeiten machen mich überdrießig.

Bar. v. Reb. Gnädigster Herr! Warum sollen Sie sich einer Schuld wegen vergleichen, die Sie schon bezahlt haben.

Fürst. Bezahlt?

Bar. v. Reb. Ja; ich fand die Quittung; hier ist eine Abschrift davon. Die Sache ist bereits seit 50 Jahren abgethan.

Fürst. Man sagte mir hiervon kein Wort.

Bar. v. Reb. Ich glaube es wohl.

Fürst. Warum? Reden Sie!

B. v. Reb. Eure Durchlaucht haben zu viele Einsicht und kennen den Hof und die Menschen zu gut, als daß Sie weiterer Erklärung bedürfen. Fürsten müssen oft bezahlen, damit ihre Untergeordneten gewinnen können.

Fürst. Sollte Jemand unter der Decke seyn, der vielleicht um seinen Privatvortheil durchzusetzen — —

B. v. Reb. Meine Sache, gnädigster Herr! ist : zu handeln, Niemanden zu beschuldigen, böse Absichten zu zerstören, aber keinen Menschen anzuklagen.

Fürst. Warum sagten Sie mir das nicht früher?

B. v. Reb. Der ehrliche Mann, gnädigster Herr! kann sich nicht aufdringen; ich habe meine Vorstellung gemacht; daß man sie Ew. Durchlaucht nicht überreichte, ist nicht meine Schuld.

Fürst. Sie hätten mich über die Sache sprechen sollen

B. v. Reb. Ich wollte Ew. Durchlaucht sprechen, aber ich konnte die Gnade nicht haben, vorzukommen. Die erste Arbeit der Intrigue ist allezeit, demjenigen, den Weg zum Fürsten abzuschneiden, der ihm die Wahrheit aufdecken könnte. Wenn dieses nicht wäre, wie könnte sonst eine Kabale reussiren?

Fürst. Es ist wahr. Ich war ungehalten auf Sie; man sagte mir so Vieles, — so Vieles — und so wahrscheinlich — ich sehe es aber ein, ich hatte unrecht.

B. v. Reb. Dieser Ausdruck zeigt die Größe und die Güte Ihres Herzens. Ein Fürst, wie Eure Durchlaucht, handelt nie unrecht, außer er wird hintergangen, und daran ist sein Herz nicht schuld. Ew. Durchlaucht sind aber unruhig.

Fürst. Ja ich bin's wirklich. (Er klingelt, Juste tritt in das Zimmer). Daß man sogleich das Dekret zurück fordere in Betreff des Baron v. Reben, das noch auf der Expedition seyn wird. Es ist doch ein trauriges Loos, das die Fürsten haben! Umrungen von manchen feinen Betrügern, wird oft das beste Herz zur Ungerechtigkeit verleitet.

B. v. Reb. Ungerecht! — nein, ungerecht kann mein Fürst nicht seyn.

Fürst. Ehrlicher Mann! ich war's wirklich gegen Sie; aber ich will es wieder gut machen.

B. v. Reb. Meine Feinde übten vielleicht Ungerechtigkeit gegen mich aus, gnädigster Herr! aber Ew. Durchlaucht, wenn Höchstselbe hintergangen worden

sind, so sind Sie als Mensch hintergangen worden, und Menschen bleiben die besten Fürsten auf ihren Thronen. Es wäre höchst ungerecht zu fordern, daß sie Götter seyn sollten, die in das Innerste der Herzen der Menschen sehen. Meines Fürsten Güte hat keinen Antheil an dem, was ungerecht ist. Sein Herz ist zu gut.

Fürst. O Reben! Es ist ein trauriges Geschenk um ein gutes Herz. Wo ist ein gutes Herz, das nicht seine Schwäche hat? und wird diese Schwäche nicht oft mißbraucht?

B. v. Reb. Ja, es ist wahr; aber sie entehrt doch nicht, die Schwäche des guten Herzens; sie ist nothwendig, und gehört zur Empfänglichkeit sanfter Gefühle. Gute Menschen gleichen sanften Gewächsen, die in Frühlingsgegenden aufrecht stehen, aber sich leicht unter den Stürmen beugen; sie haben Stützen nothwendig, und diese Stützen sind wahre Freunde; aber wahre Freunde haben Fürsten sehr selten.

Juste. (Tritt auf) Hier ist das Dekret. (Der Fürst nimmt und zerreißt es.)

Fürst. Das soll Ihre Genugthuung seyn, Reben, und Vermehrung Ihres Gehalts. Ich danke dem Himmel, daß er mich hinderte, eine Ungerechtigkeit auszuführen. Aber nie will ich mich mehr übereilen, nie mehr über einen Menschen urtheilen, ohne ihn nicht vorher zu hören.

B. v. Reb. Um dieses Letztere bitte ich Ew. Durchlaucht, nicht meinetwegen, sondern Ihres eige=

nen Herzens und der Unschuld wegen, der die Intrigue alle Wege abgräbt, ihre Rechtfertigung vor den Thron des Fürsten zu bringen.

Fürst. Sie sind ein durchgehends ehrlicher Mann. Aber wie kömmt es doch, daß Sie so viele Feinde haben?

B. v. Reb. Das ist leicht zu beantworten, gnädigster Herr! Der Redliche beleidigt Alle, die nicht redlich sind; der Thätige alle Faule, und der Kluge Alle, die dumm sind; und Unredliche, Faule und Dumme machen ja doch den größten Haufen der Menschen aus.

Fürst. Leider! das ist nur zu wahr. Damit ich aber meine Uebereilung gegen Sie gut mache, begehren Sie eine Gnade von mir.

B. v. Reb. Ich nehme die gnädigste Zusicherung meines Fürsten an; und wenn ich Ew. Durchlaucht bitten darf, mir eine Gnade zu ertheilen, so wäre es, die beträchtliche Pastorstelle zu Halmbach —

Fürst. Haben Sie noch einen Sohn?

B. v. Reb. Nein, Ew. Durchlaucht.

Fürst. Für wen wollen Sie denn diese Pastorstelle?

B. v. Reb. Ich würde Ew. Durchlaucht bitten, selbe dem Magister Blum zu konferiren.

Fürst. Und diese Gnade erbitten Sie sich von mir?

B. v. Reb. Ja, Ew. Durchlaucht.

Fürst. Für den Magister Blum! — Kennen Sie diesen Mann wohl?

B. v. Reb. Ja, Ew. Durchlaucht, ich kenne ihn durchaus.

Fürst. Meine Pflicht fordert mich auf, daß ich Sie, ehrlicher Mann, durch falsche Freundschaft nicht täuschen lasse. (Er überreicht ihm ein Papier.) Lesen Sie hier, und werden Sie ungeachtet dieser Schrift noch auf Ihrem Begehren verharren? —

B. v. Reb. Gnädigster Herr! ich wiederhohle doch meine Bitte.

Fürst. Guter Mann! Sie wollen den, der Sie unglücklich machen wollte, glücklich machen?

B. v. Reb. Das Böse mit Gutem vergelten, ist Pflicht, die mich meine Religion lehrt. Es ist wahr, gnädigster Herr! Magister Blum war seit vielen Jahren her ein geschworner Feind meiner Familie; ich wollte ihn oft zurecht führen, ihn überzeugen, daß er Unrecht hatte, mich zu hassen, aber nie hatte ich noch eine wahre Gelegenheit; nun fügt es der Himmel, und ich hoffe, daß ich nicht allein diesen Mann zu meinem Freunde, sondern noch überdies zu einem redlichen Bürger des Staats machen will.

Fürst. Wenn Sie das können, so soll es Ihnen bewilligt seyn. Aber Sie verstehen sich wenig auf den Hof. Ich will nun das Dekret aufsetzen lassen, das der Bitte Ihres guten Herzens genugthun wird, ohne der Gerechtigkeit zu nahe zu gehen, die ich als Fürst zu schätzen schuldig bin.

B. v. Reb. Ich danke Ew. Durchlaucht für die höchste Gnade.

Fürst. Sie haben nicht Ursache zu danken, Ihre Bitte fordert mich auf, Ihnen eine andere zu ertheilen, und worin diese bestehen soll, will ich nicht mehr Ihr Herz, sondern das meinige fragen. Leben Sie wohl, und seyen Sie ganz meiner Gnade versichert!

Neuntes Gespräch.

Baron v. Reben allein.

Der gute Fürst! Wie sehr liebt ihn meine Seele. Gott der Güte! zu dir flehe ich um seine Erhaltung, zu dir, der du mir die seligste der Wonne gabst, deinem Beyspiele zu folgen, und Dem Gutes zu thun, der mir Böses that. (ab).

Zehntes Gespräch.

Haus des Baron v. Reben. Magister Blum. Amalie. Rosalie. Geheimer Rath. Fritz. Karl.

Blum. Da kommen Sie nur alle herein, um sich sämmtlich mit eigenen Augen zu überzeugen.

Fritz. Was wollen Sie denn, Herr Magister?

Blum. Was ich will, das werden Sie sehen und erfahren. Ich will dieses rechtschaffene Fräulein von einem unüberlegten Schritte zurück führen, einen Gleißner entlarven, und sie den Charakter ihres künftigen Bräutigams kennen lehren.

Karl. Was soll das? Warum Beleidigung! Wer gab Ihnen Anlaß?

Fritz. Sie rasen, Herr Magister! Sie wissen nicht, was Sie thun.

Blum. Es ist Alles verrathen — wir wissen Alles. Heraus mit dem Frauenzimmer, das Sie da in Ihrem Hause verborgen halten — heraus, oder ich sprenge die Thür ein (er nähert sich der Thür).

Fritz. Zurück, unseliger Fantast! Wie weit treibt Dich Deine unbändige Leidenschaft. Aber ich weiß nicht, soll ich über Dich zürnen, oder Dich vielmehr bedauern. Oh! wie wollte ich Dich nun im Augenblicke vor allen diesen rechtschaffenen Leuten beschämen! Wie könnt' ich mich an Dir rächen, wenn ich wollte! Du selbst, Unseliger! gibst mir den Stahl in die Hand, mit dem ich Dich würgen könnte — aber nein! das ist nicht meine Denkart. Wenn noch ein Funke von Redlichkeit in Deinem Herzen liegt, so will ich ihn anfachen, und Du sollst wieder Mensch werden, denn es scheint, als hättest Du alle Menschheit ausgezogen. Amalie! Ich stehe in Ihren Augen da als ein Beschuldigter; aber Sie sind zu gerecht, um mich zu verurtheilen, ohne zuvor die Sache untersagt zu haben. Ich bitte Sie sämmtlich, nur auf einige Augenblicke abzutreten und mir zu vergönnen, einige Worte allein mit diesem aufgebrachten Menschen zu sprechen.

Blum. Nein, das soll nicht geschehen? Glauben Sie, Sie werden mich weichherzig machen, Sie werden

mich überreden können? Ah! da betrügen Sie sich. Heraus mit dem Frauenzimmer, das Sie da in Ihrem Hause versteckt haben, oder ich öffne selbst die Thür (geht wieder auf die Thür los).

Karl. Das werden Sie bey Gott nicht versuchen. Ich lasse meinen Bruder nicht beleidigen.

Fritz. Beruhige Dich, Bruder! (zu Blum) Leidenschaftlicher Mensch! Du suchst mich zu beschimpfen, zu entehren, und ich suche Deine Ehre zu retten. Nur ein Paar Worte mit dir allein, und Du wirst überzeugt seyn, daß Du weit irrst. Ich bitte Sie, Fräulein Amalie, und Sie Herr geheimer Rath! Entfernen Sie sich nur auf einige Augenblicke, und kann ich mich nicht ganz rechtfertigen über den Verdacht, den man Ihnen von mir beygebracht hat, so will ich nicht allein Ihrer Liebe unwerth, sondern der Achtung jedes Rechtschaffenen ewig unwürdig seyn.

Geheimer Rath. Wir wollen uns entfernen, meine Tochter. Das Betragen des Magister Blum ist in jeder Rücksicht unanständig.

Rosalie. Gewiß, im höchsten Grade.

Blum. Aber nicht weiter als ins Vorzimmer. (Alle ab, bis auf Blum und Fritz).

Eilftes Gespräch.

Blum. Fritz.

Fritz. Setzen Sie sich Herr Magister!

Blum. (nimmt einen Stuhl und setzt sich). Nun,

was haben Sie mit mir zu sprechen? Machen Sie's kurz! Lange Entschuldigungen kann und will ich nicht anhören.

Fritz. Herr Magister! Eine blinde Leidenschaft, Schellsucht, und Privathaß gegen meinen redlichen Vater und meine ganze Familie verleitet Sie seit langer Zeit zu ungerechten Handlungen, zu unedlen Vermuthungen. Wäre es denn nicht möglich, uns auszusöhnen, den alten Haß abzulegen, der uns unsere Ruhe, und Ihnen Ihre Vernunft raubt?

Blum. Wozu alle diese Weitläufigkeit. Rechtfertigen Sie sich, wenn Sie unschuldig sind; darauf kommt es jetzt an.

Fritz. Wie unverträglich Sie doch sind, Herr Magister! Wenn ich also wirklich eine Handlung begangen hätte, über welche ich mir Vorwürfe machen müßte, wäre es nicht Menschenpflicht, mich brüderlich zu warnen? — Was berechtigt Sie, die geringsten meiner Privathandlungen auszuspüren, mit Gewalt sich in mein Haus einzudrängen, meine Briefe stehlen zu lassen, und mich auf eine Art zu behandeln, die in jeder Rücksicht unanständig ist? Wie verträgt sich diese Denkart mit Ihrem Stande, mit Ihrer Würde? Wo ist der Mensch, der nicht fehlen kann? Haben Sie sich nichts vorzuwerfen, Herr Magister? — Fehlen ist menschlich, Fehler sind das Antheil unserer Schwäche. Der Mensch fehlt, und wird durch seine Fehler wieder klug; aber der Satan verharrt im Fehlen, und schreitet vom Verbrechen zum Laster.

Blum. Habe ich es nicht errathen, daß Sie mich gern weichherzig machen wollten? aber das soll nicht geschehen, wenn Sie auch alle Ihre Wohlredenheit aufböthen.

Fritz. Ja, ich möchte Dich weichherzig machen, nicht meinetwegen, nicht um meines Vaters willen, den Du, so lang Du lebst, niederträchtig verfolgt hast, nein Deiner selbst wegen möchte ich Dich weichherzig machen, die abscheulichen, feindseligen Neigungen der Menschenverfolgung aus deinem Herzen vertilgen, und Dich der Menschlichkeit wieder geben, das möchte ich. Nun will ich Dein Herz unter die Presse legen, und wenn sich jetzt keine Thräne des Gefühls in Dein Auge drängt, so mußt Du härter als ein Stein seyn. (Fritz zieht einige Papiere aus der Tasche, und überreicht sie ihm). Hier lies! Hier sind Beweise aller Deiner Niederträchtigkeiten, die Du durch eine Reihe von Jahren begangen hast. Du bist verloren, wenn ich sie zu dem Throne des Fürsten bringe. Aber sieh! ich zerreiße die Denkmäler Deiner Verirrungen; ich glaube, es lodert noch ein Fünkchen Menschengüte in Dir, ich will's nicht ganz ersticken. — Was siehst Du mich so erstaunungsvoll an? Glaubst Du, ich werde Dich öffentlich beschämen, Dich vor diesen rechtschaffenen Leuten zu Schanden machen? Nein, das lehrt mich meine Religion nicht. Dich brüderlich unter vier Augen zu warnen, das ist meine Pflicht, Dich auf die Wege der Tugend wieder zurückzuführen, mein Wunsch, und mein Vergnügen, Dir zu verzeihen (er reicht ihm seine Hand).

Blum. (Für sich.) Was wird aus mir werden?

Fritz. Du scheinst betroffen zu seyn — eine Thräne zittert in Deinem Auge — o verdränge sie nicht diese Thräne, sie fließt der Menschheit zu Ehren! Hier lies weitere Beweise Deines Irrthums — sieh, wie weit Du gesunken bist! Denke an das unglückliche Mädchen, das Du verführtest, an das unglückliche Kind, das die Natur Dir gab!

Blum. Himmel! ich bin verathen! Nun ist es Zeit nachzugeben, und Bekehrung zu heucheln. (Er will ihm zu Füßen fallen). Um Gottes willen! machen Sie mich nicht unglücklich, ich bin verloren.

Fritz. Keine Erniedrigung! (hebt ihn auf) Unglücklich will ich Dich nicht machen; ich will Dich wieder in die Arme der Menschheit zurück führen; Du sollst Dich mit der Tugend aussöhnen.

Blum. Ich habe grausam gehandelt.

Fritz. Ja, das hast Du; Du hast ein rechtschaffenes Mädchen und ein liebes Kind unglücklich gemacht; Du hast Dir ein Weib geraubt, das Dich vielleicht zärtlich geliebt hätte, in dessen Armen Du die Tage des Lebens wonnevoll verlebt hättest, die vielleicht Deine Freundin, Deine Wohlthäterin gewesen wäre; und Dein Kind — — war es denn nicht Dein Kind? Denke, wie es seine zarten Arme nach Dir ausstreckte, wie es Vater rief, und nirgends einen Vater fand! Wäre es denn nicht auch Freude für Dich gewesen, wenn Du dieses Kind unter Deinen Augen hättest aufkeimen sehen, als die Freude und

Stütze Deines künftigen Alters, und solche liebvolle Geschöpfe hast Du so mißhandeln können! — —

Blum. O entfernen Sie dieses schreckliche Gemälde, das meine Seele martert! Geben Sie mir den Tod, aber erinnern Sie mich nicht an meine Verbrechen!

Fritz. Zum Leben will ich Dich wieder rufen; jetzt warst Du todt, so lang Du so unmenschlich handeln konntest; Du erwachst zum Leben, da eine Thräne der Reue sich in Dein Auge drängt.

Blum. Ich getraue mich nicht meinen Blick mehr von der Erde zu erheben; ich bin nicht würdig, daß ich unter Menschen herumwandle — (bey Seite) Ich will alle meine Verstellungskunst aufbiethen.

Fritz. Keine Verzweiflung! So lang man lebt, kann wahre Reue unsere größten Vergehungen wieder gut machen. Sey Gatte, sey Vater, sey Freund, sey Mensch, und Du hast Alles wieder gut gemacht.

Blum. Gott! wie kann ich das, wer wird mir hiezu helfen!

Fritz. Wahre Rückkehr zur Tugend wird Dir helfen, und ich, Dein Freund.

Blum. Sie! Ich wage es nicht mehr mein Auge zu Ihnen zu erheben; Sie sind ein Engel, und der Satan kann den Anblick eines Engels nicht ertragen. — (bey Seite) Der Thor glaubt doch Alles, was ich sage.

Fritz. Nicht so kleinmüthig. Du bist ein Verirrter; kehre wieder zurück zur Tugend, und Du bist den Guten gleich.

Blum. Was soll ich denken! Sie, der mich wie einen Wurm zertreten könnte, Sie thun es nicht — Sie, der Sie sich so grausam rächen könnten, Sie rächen Sich nicht.

Fritz. Meine Rache sey, Dir das Böse, das Du uns thatst, mit Gutem zu vergelten. (Er öffnet die Thüre). Hier empfange aus meiner Hand Dein Weib, das die Natur Dir gab, Dein Kind, und sey glücklich! (Fritz führt die arme Frau, ihre Tochter und das Kind aus dem Nebenzimmer Blum in die Arme, die ihn umfangen.)

Zwölftes Gespräch.

Vorige. Die Frau, Tochter und Kind.

Blum. Ich möchte mein Antlitz vor euch verbergen. Wie habe ich mich so sehr herabsetzen können! Wie habe ich die heiligsten und sanftesten Pflichten der Natur vergessen können! O Reue martert mein Herz! Werdet ihr mir verzeihen? (Bey Seite) Ging mir nur das Wasser nicht an die Kehle.

Die Frau. Aufrichtige Reue macht Alles wieder gut.

Tochter. Richte Dich auf, Unglücklicher! und genieße die Wonne, Vater zu seyn. Sieh, dieses Kind nahm Theil an allem unserm Kummer, den wir so viele Jahre durch ausgestanden haben. Es ist Dein. Trockne die Thränen aus unsern Augen; versüße uns unser Schicksal und unsere Leiden!

Blum. O ich kann diesen Auftritt nicht aushalten. (Er drückt das Kind an sein Herz, liebes Kind! Wenn aufrichtige Reue je ein Verbrechen gut machen kann, so sehet an mir den Reuigen, der jeden Tag seines Lebens dahin verwenden wird, das wieder zu ersetzen, was er euch raubte. O lasse Dich küssen, unschuldiges Kind! Mein Herz ist gerührt; ich fühle, wie mächtig die Natur ist. (Bey Seite) Gut, daß ihr nicht in das Innere meiner Seele sehen könnet!

Das Kind. Ist der mein Vater, von dem Du mir oft erzähltest, daß er uns verließ, und einsperren ließ. Jetzt darfst Du uns aber nicht mehr verlassen, auch mußt Du uns nicht mehr einsperren lassen.

Blum. Ja, ich bin der, der euch so mißhandelte, aber meine Liebe, meine Sorgfalt soll mein Verbrechen wieder gut machen. (Zu Fritz). Edler Mann! was bin ich Ihnen nicht schuldig! Aber die ganze Welt soll wissen, wer Sie sind und wer ich war. (Für sich) Geist der Verstellung, verlarve meine Miene mit Heucheley! (Er eilt zur Thüre und öffnet sie).

Dreyzehntes Gespräch.

Vorige. Geheimer Rath. Amalie. Rosalie. Karl. Fritz.

Blum. Kommen Sie herein — kommen Sie alle herein, und seyen Sie Zeugen meiner aufrichtigen Reue! Vor den Augen der edelsten der Menschen stehe ich da als ein Verbrecher, der nicht werth ist, sein Auge zum Himmel zu erheben; ich war Jahre lang ein ge-

schworner Feind dieser Familie, ein Verläumder, ein Lügner, ein Bösewicht, (bey Seite: und bin es noch und werde es ewig bleiben), ich kam hieher um den Besten der Sterblichen unglücklich zu machen, und er —— Thränen ersticken meine Worte. (Bey Seite). Könnte ich, wie ich wollte!

Fritz. Verzeihung dem Reuigen!

Karl. (Umarmt Blum) An mein Herz! lasse Dir die Thräne von Deiner Wange küssen! Ewige Vergessenheit decke Alles, was zwischen uns vorgegangen ist; lebe wieder auf, sey Mensch, genieße die edlen Freuden der Natur und der Freundschaft, und kein Redlicher wird Dich aus seinem Zirkel ausschließen.

Amalie. O wie süß ist diese Szene für mein Herz!

Rosalie. Wie rechtfertigend für den unschuldigen, tugendhaften Fritz!

Der geh. Rath. Wie ungerecht war ich gegen Sie; wie konnt' ich mich so verblenden lassen! (zu Fritz) Sie sind rechtschaffen und edel; und ich schätze es mir zur Ehre, wenn Sie Amalien, meiner Tochter, die Hand reichen.

Fritz. O Bester! wie kann ich Ihnen danken für Ihre Güte! O Amalie! wie unaussprechlich glücklich bin ich!

Der geh. Rath. Umarmt euch Kinder! und nehmt meinen Segen!

Amalie. O bester Vater!

Vierzehntes Gespräch.

Vorige. Baron v. Reben. (Während sich Fritz und Amalie umarmen, kömmt Baron v. Reben hastig herein.

Bar. v. Reb. Auch meinen Segen, denn ich gehöre auch zu dieser Gruppe! O unendliche Vorsehung! wie gütig hast du nicht Alles geleitet! Wer auf dich traut, wird nie zu Schanden.

Blum. Herr Baron, ich — —

Bar. v. Reb. Keine Entschuldigung! Was geschehen ist, soll vergessen seyn, und meiner Verzeihung, meines Vergessens versichere Sie dieser Bruderkuß, und ein Dekret vom Fürsten, das nachkommen wird. Sie können sich mit Ihrer Familie nun glücklich machen.

Blum. Und Sie auch dieser (bey Seite) O könnte Dich dieser Kuß vergiften!

Tochter. Der Himmel lohne Sie für Alles, was Sie an uns thaten.

Bar. v. Reb. Ich that nichts als meine Pflicht, und seht ihr denn nicht, daß ich schon zum Ueberfluß belohnt bin? Amalie ist nun meine Schwiegertochter; ich lebe wieder von Neuem in meinen Kindern auf.

Blum. Belehrt von euch, seh ich erst ein, worin wahre Religion besteht, und welche Stärke die Tugend über das Herz hat. (Bey Seite) O ihr albernen Thoren, denen man weiß machen kann, was man will (laut.) Verzeiht meinen Handlungen; mein Herz war nie ganz verdorben, nur verblendet war es, ich ward unter Hypokriten erzogen; Gleißnerey war Alles, was man mich

von Jugend auf lehrte; Du mußt Alles scheinen, aber nicht seyn, war das große Axiom, das man mir vorsagte. Ich durfte keinem Mädchen frey ins Angesicht sehen, ich durfte keine Schwachheiten begehen, aber Laster, wenn sie nur bedeckt blieben. Alles war Außenwerk, Alles Schein; so verdarb sich mein Herz, und ich sank so tief, daß ich, um menschliche Schwachheiten vor den Augen der Welt zu verdecken, Laster ausübte. Nehmt dieses redliche, offene Geständniß als ein Zeichen meiner aufrichtigen Reue an! (Bey Seite). Guten Leuten ist doch leicht was Blaues vor die Augen zu machen; bin ich nur aus dem Gedränge, dann sollt ihr es erfahren, was Magister Blum ist.

Fritz. Der Tag, Bruder, an dem ein Verirrter auf den Pfad der Tugend zurückkehrt, ist ein Festtag für den Himmel, und Engel freuen sich darüber.

Fünfzehntes Gespräch.

Vorige. Jude Israel.

Israel. Verzeihung, daß ich so unangemeldet herein komme. Aber Gottes Wunder! ich kann meine Freude nicht bergen. Man sagte mir, ich hätte meinen Prozeß gewonnen; ich weiß vor Freude nicht, was ich sagen soll. O wie glücklich sind nun mein Weib, meine Kinder.

Der geh. Rath. Ja, Du hast Deinen Prozeß gewonnen; und noch mehr als Deinen Prozeß. Durch das Betragen dieser edlen Familie gewannst Du auch

mein Herz, das sein Unrecht erkennt, das Dir nicht allein das zahlen wird, was die Gerechtigkeit Dir zusprach, sondern auch den Ersatz aller Unkosten durch die lange Zeit, seit der ich Dich aufzog. Vergib mir, Israel! ich habe Dich ungerecht behandelt.

Amalie. Welche Stärke hat nicht die Tugend!

Rosalie. Sie weckt eine edle That zur andern auf.

Israel. Gottes Wunder! Ich weiß nicht vor Freude, wo ich bin.

Bar. v. Reb. Wo wirst Du wohl seyn, Israel? unter Menschen, zu deren großen Familie auch Du gehörst. Verherrliche heut mit uns diesen Tag, wir wollen Alle diesen Abend beysammen bleiben, Freund und Feind, Richter und Parthey, Christ und Jude — da, wo wahre Tugend herrscht, hört aller Unterschied auf, da ist nur wahre Einheit; im großen Reiche der Gottheit gibt es nichts als Gottes Kinder. Unter dessen Schutze, der unser Aller Vater ist, wollen wir uns Alle umarmen, so wie wir uns einst am Tage der Wiedervergeltung umarmen werden, um das große Fest der Liebe zu feyern. Liebe, darin bestehet die Grundfeste der Religion — Liebe, darauf gründet sich alle ihre Stärke. Diese versöhnt, diese gleicht aus, diese macht uns Alle zu Menschen und Brüdern, zu Kindern eines Vaters, der im Himmel ist.

Sechzehntes Gespräch.

Vorige. Der Fürst.

Fürst. Dieses Fest der Liebe will auch euer Fürst mit euch feyern, ihr Lieben!

Bar. v. Reb. Wie, Eure Durchlaucht!

Alle. Gott, unser Fürst!

Fürst. Ich komme, um mit euch Antheil an eurer Freude zu nehmen, ihr Lieben! Selten ist eure Denkart, selten ist die Größe eurer Tugend. Wären alle Menschen wie ihr, wie glücklich würde dann meine Regierung seyn!

Bar. v. Reb. Eure Durchlaucht beschämen uns.

Fürst. Hier, in eurer Wohnstätte, ihr Redlichen! will ich mich freyen, daß ich Menschen von so seltner Denkart antraf. Wie gut ist es nicht, unter euch zu seyn! Ich komme zu euch, die süßeste Pflicht eines Fürsten zu erfüllen. Auf ihre Bitte, v. Reben! ist hier ein Dekret auf eine ansehnliche Pension für die unglückliche Turnau und ihre Tochter. Sie sind versorgt — für Blum kann ich kein Dekret der Gnade geben; er hat zu niederträchtig gehandelt.

Alle. Wir haben ihm Alle verziehen.

Fürst. Das war edel. Verzeihung ist das Werk eurer Tugend — aber ich — bin Fürst, und kann nicht zugeben, daß das Laster die Früchte seines Unternehmens einärndte. (Zu Blum) Sie waren ein abscheulicher Gleißner, der sein Handwerk schon Jahrelang trieb. Entfernen Sie sich vom Hofe, und mei-

den Sie diese Stadt! Ist Ihr Herz je noch einer Besserung fähig, und haben Sie Beweise Ihrer Rückkehr zur Tugend gegeben, so will ich mit der Zeit sehen, was sich thun läßt.

Alle. Eure Durchl., wir bitten für ihn; Verzeihung, gnädigster Fürst!

Fürst. Hätte er euch allein beleidigt, so wollt' ich ihm gern vergeben; er beleidigte aber die ganze Menschheit, den Staat und die Religion. Wer Menschen unter dem Scheine der Gleißnerey schaden kann, der soll nicht unter Menschen leben. Verargt mir diesen Schritt nicht; er ist selbst nothwendig zu Blums Besserung. Für Turnau und ihr Kind will ich sorgen, die Strafe des Verbrechens treffe nie die Unschuldigen. Hat sich Blum durch aufrichtige Reue mit der Tugend wieder ausgesöhnt, so will ich der erste seyn, der ihn der Menschheit wieder zurück gibt.

v. Mennern. Ihr Ausspruch ist hart, aber er ist gerecht, mein Fürst!

Fürst. Mit Güte Gerechtigkeit zu verbinden ist Fürstenpflicht; es ist Pflicht des Hausvaters, daß er das Unkraut von dem Weizen absondere. In euern Armen, ihr Lieben, will ich vergessen, was meinem Herzen schwer fällt. Bereit ist es zur Verzeihung, Gott weiß es: aber sagt, kann ich als Fürst das Laster der Tugend gleich setzen? Welchen Werth würde die Religion haben, wenn ich die Gleißnerey schützen wollte?

(Alle gehen ab; Magister Blum bleibt zurück. Nach einer Pause.)

Ich muß fort. Dieß ist also mein Lohn! — O undankbare Welt! Gott sey gedankt, daß ich nicht so gottlos bin, wie andere Menschen. Ich will fort; was habe ich auch hier zu verlieren, wo man meine Tugend nicht achtet? Ich will in die Türkey — vielleicht finde ich dort einen frommen Mufti, der mit mir gleiche Denkart hat.

Hassen kann ich die Menschen nicht; kann ich aber den Diwan bewegen, daß er mit Feuer und Schwert das Land vertilgt, das mich von sich stößt, so will ich mich als eine Geißel Gottes ansehen, und der Vorsicht danken, daß sie mich zu diesem großen Werke als ein unwürdiges Werkzeug hat brauchen wollen. Gott segne mein frommes Unternehmen! —

Der Vorhang fällt.

Inhalt.

	Seite
Der ehrliche Steffen.	5
Peter Farmer.	35
Die Folge des Hochmuths.	47
Alzahel, eine arabische Geschichte.	57
Azemir.	77
Das Unkraut unter dem Waitzen, oder Religion und Gleißnerey.	85

Staatl. Bibliothek Passau

Bey Mich. Lechner, Universitäts-Buchhändler in Wien, und in allen Buchhandlungen in den Provinzen, ist neu zu haben:

(Preise in Conv. Münze.)

Becker, W. G., Erzählungen. 5 Bändchen. Mit Titelk. Wien 1828. Broschirt 3 fl. — Dieselben 5 Bändchen ohne Titelk. 2 fl. Jedes Bändchen einzeln mit Titelk. 36 kr. ohne Titelk. 24 kr.

Clauren, H., ausgewählte Unterhaltungen, 29 Bändchen mit schönen Titelkupfern. Wien 1825—1828. In geschmackvollen Umschlägen broschirt, auf weißem Druckpapier 17 fl. 24 kr., auf Velinpapier 26 fl. — Dieselben 29 Bändchen auf Druckpapier ohne Titelkupfer 11 fl. 36 kr. Jedes Bändchen einzeln mit Titelk. 36 kr. ohne Titelk. 24 kr.

Clauren, H., Theater. 3 Bändchen mit Titelk. Wien 1825. In geschmackvollen Umschlägen broschirt 1 fl. 48 kr., ohne Titelk. 1 fl. 12 kr. Auf Velinpapier 2 fl. 48 kr. Jedes Bändchen einzeln mit Titelk. 36 kr. ohne Titelk. 24 kr.

Döring, G., die Krystallköniginn. — Nach Stürmen Ruhe. — Seppi's Reise zur Hochzeit. Drey Schweizer-Erzählungen. Mit Titelk. Wien 1828. 36 kr.

Eckartshausen, Hofrath v., Schriften. 20 Bändchen mit Titelk. Wien 1830. 12 fl. — ohne Titelk. 8 fl. Jedes Bändchen einzeln mit Titelk. 36 kr., ohne Titelk. 24 kr.

Gellert, C. F., Fabeln und Erzählungen. Nebst dessen Lebensgeschichte. 2 Theile mit Titelk. Wien 1826. In Umschlägen brosch. 1 fl. 12 kr, auf Velinpapier 1 fl. 42 kr.

Irving, Washington, Erzählungen eines Reisenden. Aus dem Engl. übersetzt v. S. H. Spiker. 4 Bdchen. Wien 1826. Mit Titelk. 2 fl. 24 kr., ohne Titelk. 1 fl. 36 kr.

Kind, Friedrich, auserwählte Unterhaltungen. 10 Bändchen. Mit Titelk. Wien 1827. In Umschlägen broschirt 6 fl., ohne Titelk. 4 fl., auf Velinp. 9 fl. Jedes Bändchen einzeln mit Titelk. 36 kr. ohne Titelk. 24 kr.

Kotzebues, A. v., ausgewählte Unterhaltungen. 34 Bändchen. Mit Titelk. Wien 1829. 20 fl. 24 kr. Dieselben 34 Bdchn. ohne Titelk. 13 fl. 36 kr. Jedes Bändchen einzeln mit Titelk. 36 kr. ohne Titelk. 24 kr.

— — Theater. 50 Bände mit Titelk. Wien 1830. In saubern Umschlägen broschirt 30 fl., ohne Titelk. 25 fl. Jedes Bändchen einzeln mit Titelk. 36 kr. ohne Titelk. 30 kr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eckartshausen, Carl <<von>>,

Schriften

Bd.: 14

Wien 1830

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/La (b) 211-13/14
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11341844-6